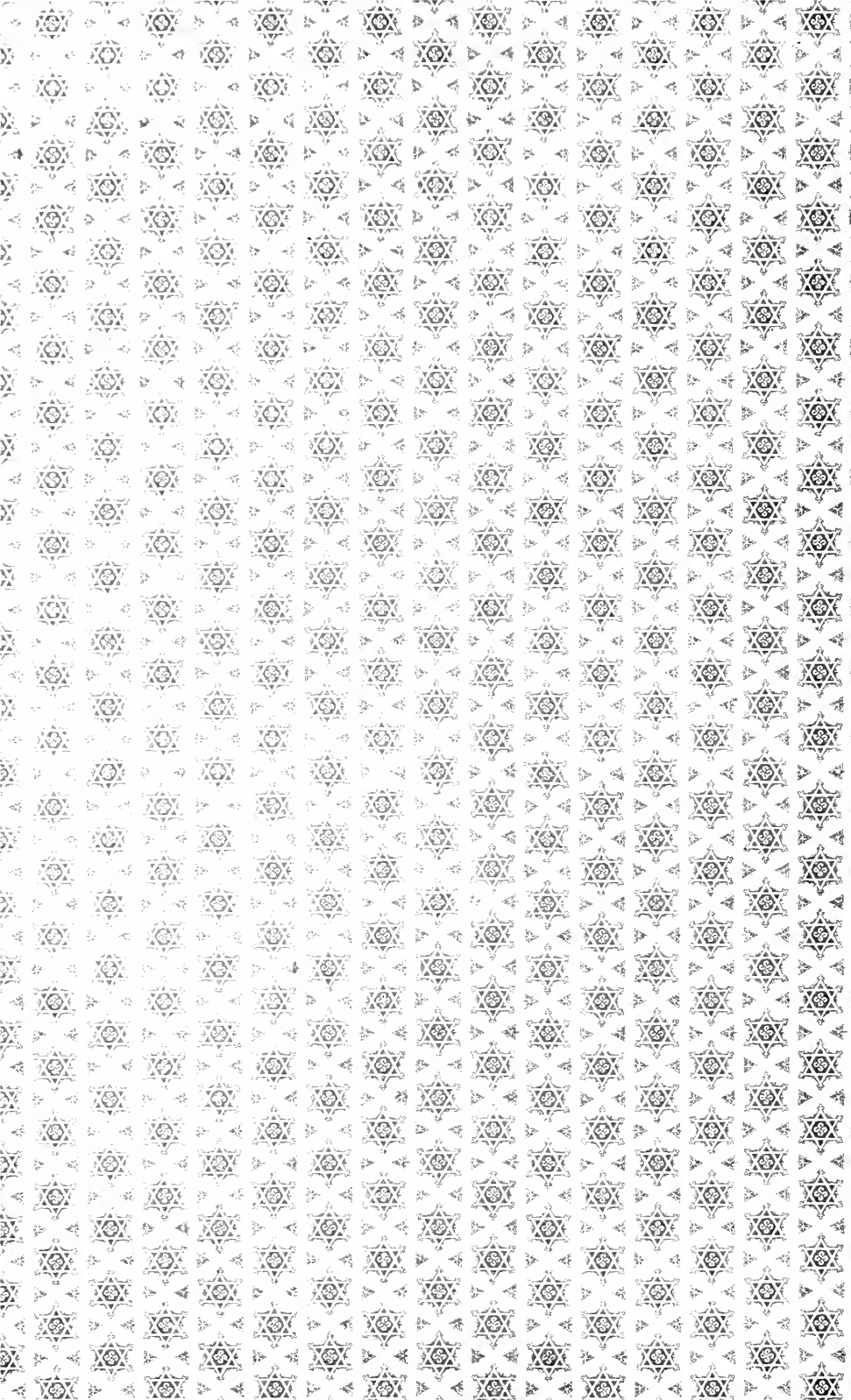
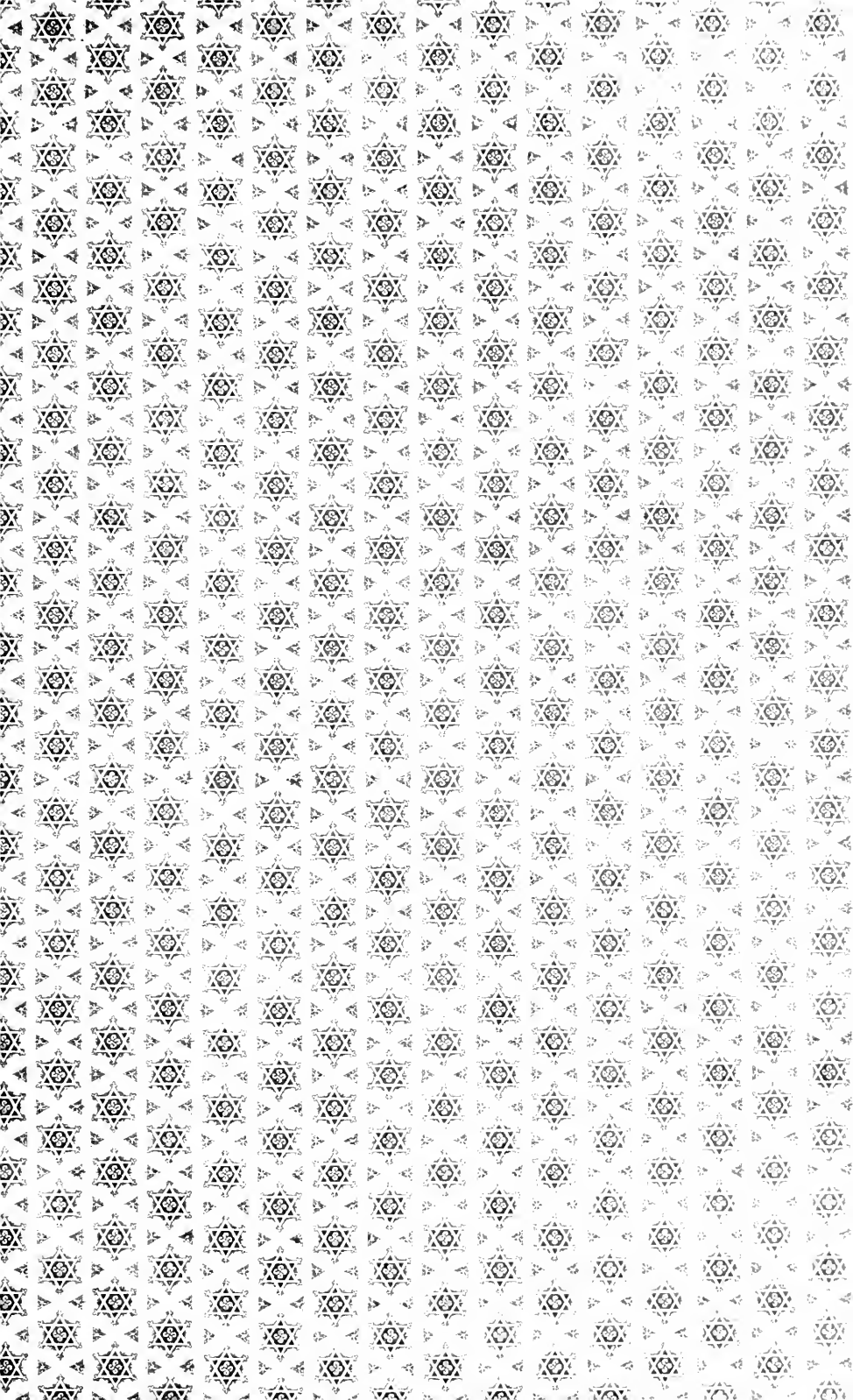


UNIVERSITY  
OF  
TORONTO  
LIBRARY







Julius Hart.

# HOMO SUM!

Ein neues Gedichtbuch.

Nebst einer Einleitung.

## Die Lyrik der Zukunft.

Worte.

Ich bin ein Mensch und was  
Menschliches in mir ist,  
—  
So bin ich Mensch und was  
Menschliches in mir ist.



Großenhain und Leipzig.  
Verlag von Baumert & Ronge.  
Benrich Ronge.

1890.

44826  
6/21/99



## Inhalts-Verzeichniss.

	Seite		Seite
Einführung . . . . .	V — XIX	Begegnung . . . . .	73
Siegeshymne . . . . .	1	Die Luft war rot . . . . .	74
Ueber Weltengräbern . . . . .	5	Hört Ihr es nicht? . . . . .	77
Die heilige Elisabeth . . . . .	7	Geld! . . . . .	79
Der tote Pharao . . . . .	9	Traumleben . . . . .	83
Champagnertröpfen . . . . .	13	Frühlingstraum . . . . .	84
Hymnus der Freude . . . . .	15	In der Ouerzeit . . . . .	85
Memento mori . . . . .	17	Abschied . . . . .	87
Im November . . . . .	18	Du träuber Mond . . . . .	89
Lebendige Poesie . . . . .	19	Wohin, o Sonne . . . . .	90
Idyll . . . . .	20	Nachnebel . . . . .	91
Angioletta . . . . .	21	Zum Schluß . . . . .	92
Erinnerung . . . . .	23	Nachtwache . . . . .	93
Am Grab einer Schauspielerin	25	In der Nacht . . . . .	94
Rosenzeit.		Zwei Tagebuchblätter.	
I. Rosen, Rosen, nichts als		I. Nicht wehe den Gerichteten	96
Rosen . . . . .	26	II. . . . Unglücklich sein!	96
II. Wandernd an den Wein-		An den Tod.	
geländen . . . . .	28	I. Die Nacht fällt wie ein	
III. Hinterm Wald auf goldnen		Leichentuch . . . . .	98
flügeln . . . . .	29	II. Zerbrochener Schädel,	
IV. In den Rosen, in den Rosen	31	morisch Gebein . . . . .	100
Epilog . . . . .	33	III. Es geht ein seltsam Weben	101
Der Ahasver der Liebe . . . . .	37	Bruchstück . . . . .	102
Die Rose fiel von meinem Haupt . . . . .	45	Der Trinker . . . . .	104
Auf dunklen Geistesflügeln . . . . .	46	Weihnacht . . . . .	107
Zu Gott . . . . .	47	Berlin . . . . .	111
Auf der Fahrt nach Berlin . . . . .	50	Die Sektien.	
In der Einsamkeit . . . . .	52	I. Selig preis ich die Liebenden	113
Nebstag in Berlin . . . . .	56	II. Selig seid ihr die Schaffen-	
Am Morgen . . . . .	61	den . . . . .	114
Verzweiflung . . . . .	62	III. Selig, o du Barmherziger	115
Anna . . . . .	64	Zur Sonne empor . . . . .	117
Novembertage . . . . .	68	Auf der Höhe . . . . .	118



### Druckfehler-Berichtigungen :

- Seite 14, Vers 13 lies statt köstlicher — röstlicher.  
„ 28, „ 13 „ „ schranken — schwanke.  
„ 37, „ 21 „ „ schimmerden — schimmernde.  
„ 61, „ 8. Spalte, „ Schlangewirrumfaubt — wirr und ganz  
beftaubt.  
Seite 72, Vers 2 lies statt ofternfroher ein — ein ofternfroher.  
„ 97, „ 5 „ „ Unnachtung — Verachtung.  
„ 97, „ 7 „ „ Mißachtung — Unnachtung.  
„ 98, „ 8 „ „ Freundschaft, Nutzen, Tugend, Laster —  
Freundschaft Nutzen, Tugend Laster!  
Seite 110, Vers 5 lies statt Matten — Massen.



## Einleitung.

---

### Die Lyrik der Zukunft.

Einem Phantasten wird man mich schelten, daß ich mir anmaße von der Zukunft einer Kunst zu reden, — um so mehr einen Phantasten, wenn ich es nicht als Phantast thue, sondern mehr als eine allgemeine poetische Schwärmerei von einem kommenden Glückseligkeitszustande vortragen will. Eine ernsthafteste, kritische Abhandlung also, welche nicht mit tönenden Worten und prunkenden Bildern das Gefühl zu überreden und zu überrumpeln trachtet, sondern überzeugen, vernünftig verstehen und einsehen lassen will, daß die Entwicklung, von der in ihr gesprochen wird, als eine natürliche und damit notwendige sich vollzieht. Gar zu phantastisch ist ein solches Unternehmen doch vielleicht nicht. Wenn ich nur das Wesen der Poesie richtig verstehe und all die Umstände, welche ihre Umgestaltung bestimmen und ihr inneres Leben beeinflussen. Ist doch auch das dichterische Schaffen nicht ein rein willkürliches, steht doch auch der Dichtende als ein Lebender unter der Herrschaft der Allgemeinheit und sein Gesang ist ein Spiegel all der Bilder, welche seine Welt ihm bietet, ein fruchtbarer Boden, in dem die Empfindungs- und Gedankenkeime seiner Zeit aufgegangen sind. Eine phantastische Unmöglichkeit ist es nicht, auch in die Zukunft hinein ihre Dichter zu „construieren“, wenn es nur mit Maß und Bescheidenheit geschieht. Nicht allzufern dari diese Zukunft sein, sondern wir müssen wissen, welsch ein allgemeiner Geist in ihr herrschen wird und wir können dies nur wissen, wenn dessen Spuren unter uns bereits sichtbar sind, der rote Morgenschimmer, den er in die Gegenwart vorauswirft. Und nur in großen Sätzen läßt sich ein solches Charakterbild entwerfen, nur davon sprechen, was der Mehrheit der Künstler allgemeinsam sein wird. Das Einzel Persönliche ist unerarrbar, wie jenes Allgemeine in den tausend Strahlen verschiedener Dichtergeister sich brechen wird, die Einwirkungen des Zeitgeistes begrenzt und bestimmt werden durch das Besondere, was Jeder nur für sich allein durchlebt, unberechenbar.

Eine eitle und thörichte Spielerei aber ist ein solcher Versuch, die Eigenart und Neuheit des Kommenden nachzuweisen, um so weniger, als jede neue Kunst, sobald sie auftritt, der heftigsten Gegnerschaft begegnet: weil man sie in ihrem Wesen nicht erkennt, weil das Unge-

Periode dem allgemeinen Zeitcharakter. Auf Befreiung und Freiheit des Einzelnen liefen alle Bestrebungen in Staat und Gesellschaft hinaus, dahin zielten die Revolutionen des bürgerlichen Liberalismus und sie führten zu dem Geniecultus, der Menschen- und der Selbstvergötterung der Romantiker, zu den Predigten von der Emancipation des Fleisches und der Rechten der Leidenschaft.

Das Vorwalten der Subjektivität war aber auch die Wurzel der Einseitigkeit in jener Kunst. Die großen Dichter der ersten Zeit, eben weil sie künstlerisch so groß sind, bewegen sich innerhalb der Schranken mit der größten Freiheit, und durchbrechen sie. Aber die Schranke verengert sich zusehends, wird fester und höher, mehr und mehr schließt sich das Ich vor der Außenwelt ab und zieht sich in sich zurück, das Gefühlsleben wird enger und kleiner, und wie von unseren heutigen Romanistschriftstellern der Eine nur ägyptische, der andere nur Commerzienrathsromane aus Berlin W. schreibt, so rühren auch unsere Lyriker jeder für sich nur eine einzelne Empfindungsfaite. Die Eintönigkeit und Einförmigkeit in Motiv und Ausdruck hebt bereits bei Heine an, außerordentlich aufs höchste in sich vollendet ist oft das Einzelne, aber ein Studium der Lenau, Eichendorff, Geibel, Henze u. s. w. zeigt, daß diese eigentlich nicht fünf- und sechshundert Gedichte, sondern nur acht, zehn, und andere nur zwei Gedichte empfangen haben. In diese Gefahr kann eine objektive Kunst, deren Grundwesen die Verwandlungsfähigkeit und Versetzungsfähigkeit in jeden seelischen Zustand ist und welche sich immer von außen zu bereichern und dadurch das Innere fruchtbar zu machen bestrebt, so leicht nicht gelangen.

Keine der Zersezung zeigen sich schon bald, als eben die Poesie ihre volle Kraft offenbart hatte. Goethe, der in seiner Farbenlehre selber an einer Stelle alle Nachahmung aufs schärfste verurteilt, weil sie uns Bildungsstufen überspringen lassen will, die unüberspringbar sind, hat dennoch laut Fanfare zur Uebergang des Eigenen an das Fremde geblasen. Nachdem aber einmal der Hellenismus in unsere Literatur Eingang gefunden hatte, sucht unsere durch das Fremde verlockte und verführte Dichtung bald verwirrt, ihrer Selbstständigkeit verlustig, willkürlich in der Ferne immer neue Vorbilder auf, und dem Hellenismus folgt die Verehrung des Mittelalters und des spanischen Romanismus und zuletzt der Orientalismus auf dem Fuße nach. So viele Vortheile nun auch die allgemein geistige Bildung durch einen derartigen auf das Universelle gerichteten Blick empfängt, eben so viel Nachteile liegen daneben. Und in der Kunst überwiegen sicherlich diese letzteren. Nicht im Einzelnen kann ich hier auf diesen schon so vielfach besprochenen Gegenstand eingehen, ich will nur auf die Ergebnisse hinweisen, zu welchen unsere in allen Irrgärten umhertaumelnde Dichtung gelangen mußte.

Unsere Hellenisten, unsere Verehrer des Mittelalters, all die Ueberzeugungen überhaupt, die zur Nachahmung führen, gehen von der festen Meinung aus, daß eine einzelne Kunst etwas absolut Voll-

kommenes ist. So hat man uns die griechische Dichtung als eine unübertreffliche angepriesen, eine kritiklose stumme Bewunderung unserer mittelhochdeutschen Poesie anerkennen wollen. Die Kunst eines einzelnen Volkes, wie ein einzelnes Kunstwerk kann aber nur höchstens ein in sich Vollendetes sein, niemals ein absolut Vollendetes: der Birnbaum trägt keine Rosen, und jede Kunst ist nach einer Seite hin beschränkt. Unsere Empfindungen, Vorstellungen, unsere Gedanken, unsere Weltanschauung sind andere als die der Griechen, der Spanier im Calderonischen Zeitalter, unserer Minnesänger und der Troubadours, und ringen daher auch nach einem anderen künstlerischen Ausdruck, nach anderen Formen. Dieses Eigenartige, Persönliche aber schänt die Nachahmung gering, läßt es verkriecheln und giebt es auf, um, ohne Erfolg, die fremden Vorzüge sich anzueignen. So ist entschieden die deutsche Literatur allen anderen — mit Ausnahme der englischen — ihrem innersten Wesen zufolge in der lebendig-charakteristischen einzelpersönlichen und naturwirklichen Darstellung des Menschen weit überlegen; mit dem Auftreten des Hellenismus aber und der Nachahmung zeigt sich deutlich ein Nachlassen dieser Kraft, auch selbst bei den Goethe und Schiller, und wir kommen zuletzt zu jener Verschwommenheit und Süßlichkeit der Charakteristik, die heute bei uns allgemein herrscht und die wir, um ein schönes Wort dafür zu haben, als Idealismus bezeichnen. In Wahrheit ist aber dieser „Idealismus“ in ästhetischer Auffassung des Wortes nur eine Folge der bewunderungsvollen Verehrung und Nachahmung der griechischen und romanischen Kunst, ein fremder Tropfen in unserem Blut.

Vielleicht ist es der ausgeprägte Subjektivismus der classisch-romantischen Poesie, welcher das so rasche Aufkommen der Nachahmungssucht besonders beförderte. Diese Dichtung sucht und giebt ihr Höchstes in der Darstellung des Gefühlslebens, der reinen Empfindungen, wesentlich beschränkt sie sich auf dieses immerhin beengte Gebiet und führt zu der kritischen Anschauung, daß alle Poesie überhaupt nur Darstellung des Gefühlslebens sei. Darstellerin des Gefühlslebens aber ist die Musik, die Poesie gestaltet viel mehr den ganzen Menschen, sein gesamntes geistiges Leben und ebenso alle äußeren Erscheinungen der Welt. Die Skala der Empfindungen aber ist bald durchlaufen; das so außerordentlich reich entwickelte Genie Göthe's ließ bereits alle Lust- und Leidgefühle in seiner Dichtung ausströmen und kaum konnten ihn die Nachfolger nach der einen oder anderen Richtung hin noch übertreffen. Man trachtete daher schon bald nicht mehr nach innerer Kraft und Gewalt, sondern pugte das Alte neu auf, suchte durch äußere Kunst- und Blendwerke zu wirken; man besang nicht mehr eine deutsche Marie, sondern eine persische Suleicha, wie man ein Jahrhundert früher von Daphnis und Chloë schwärmte, oder suchte durch ein besonderes Raffinement der Form sich eine Stellung zu gründen.

Es entwickelt sich über Nacht eine „Atelierkunst“, wie ich es nennen möchte, eine Kunst für Künstler, welche dem Feinschmecker ungewöhnlich Reizvolles bietet, ohne daß sie jedoch auch diesen wahrhaft

und he he he, was manchen Ohren so wunderschön klingt, wie ja auch viele in höchsten Entzücken errathen, wenn sie den Bierwalzer mit Aufschlagen der Gläser und Deckelgeklapper aufführen hören. Der sicherste Beweis für die volle Verwiltung unserer Versform und unseres Formgefühls liegt in der Thatache, daß man heute weithin in literarischen Kreisen den Vers überhaupt für eine Form der Vergangenheit ansieht, jede Versdichtung von vornherein mit Mißwillen als eine „unmoderne“ Schöpfung ansieht und nur noch die Prosa als für die Dichtung zulässig ansieht.

Die Entwicklung unserer neueren Poesie zu einer „Atelierkunst“ wurde weiterhin dadurch bedingt, daß die Poesie bei ihrer Nachahmung der hellenischen, mittelalterlich romanischen und orientalischen Vorbilder sich naturgemäß dem Verständnis weiterer Schichten des Volkes entfremden mußte; all die Vorstellungen und Anschauungen, die Bilder, Gedanken und Gefühle, die sie in sich aufnahm, entlehnte sie den Büchern, statt dem uns alle umbrausenden Leben, anstatt den Vorstellungen, Gedanken und Gefühlen, die der Mehrzahl in Folge des Ganges unserer Bildung von Geschlecht zu Geschlecht gleichsam mit der Muttermilch eingesößt sind. Nur der Gelehrte, akademisch Gebildete konnte sie sich aneignen und gewisse innere Beziehungen zu ihnen anknüpfen und eine gewisse seelische Vertrautheit finden. Die Bevölkerung der Welt mit griechischen Göttern, mit Nymphen und Satyrn war ein Einfall der Stubengelehrsamkeit, welche allzu arg in die Dichtung sich eindringend, diese dürr werden läßt; und nicht nur dem Volke waren diese olympischen Gottheiten fremdartige Gesellen, auch für den Gebildeten war ein donnernder Juppiter nicht eine die Phantasie unmittelbar anregende und bewegende Erscheinung, sondern eine klasse Schulconventionalität, die in ihm nicht einmal einen Schauer aus der Kinderzeit her, wie der biblische Jehovah wachrufen konnte. Der Mummenschanz, den unsere neuzeitliche Vagantenpoesie betreibt, ist eine nicht einmal neue Tanzfigur auf dem großen Maskenball, zu dem die classisch-romantische Poesie so rasch geworden ist. Statt mit den Menschen der Wirklichkeit, von unserer Zeit, von unserem Empfinden, wissen unsere Lyriker nur mit Nixen, Elfen, Wassermännern, Sirenen umzugehen, und statt von der unglücklichen Liebe, der Verzweiflung und der Seelenschmerzen einer allen bekannten Maria oder Johanna zu singen, singen sie vom Gram einer armen Sultanstochter, von der Liebe eines Burgfräuleins oder eines wackeren Kreuzritters. Daß dieses, Spielen mit mehr oder weniger reinen Phantasievorstellungen wenn es gar zu ausschließlich betrieben wird, auch aesthetisch eine Kunst zerstören muß, muß jeder Denkende, wie ich glaube, leicht einsehen. Vor allem, weil das bloß Phantastisch Erfommene auf Kosten des Wirklichen sich vordrängt, jenes doch nie so tief, wie dieses empfunden wird, so daß zuletzt der Dichter weniger in das Innere der Seele einzudringen sucht und dafür mehr auf die Darstellung des Aeußerlichen Gewicht legt. Das Bild und das Allegorische verhüllt wie ein Schleier das Wirkliche, das Auf-

geputzte, das Toßthum das Seelische, das Herkömmliche überwuchert das Eigenerlebte und Selbstempfundene und selbst die ursprünglich reich begabte Künstlernatur wird, auf falsche Wege geleitet, das Höchste, was sie sonst erreichen könnte, nicht erreichen. So, glaube ich, hat auch die ungewöhnliche dichterische Kraft, welche in unserem Volke in der classisch-romantischen Periode aufgespeichert war, uns nicht das gegeben, was man von ihr erwarten durfte.

Bei dieser Losgelöstheit von den lebendigen volkstümlichen Beziehungen mußte sich mit dem Emporkommen des Formalismus die Aesthetik des „l'art pour l'art“ entwickeln, welche, richtig verstanden, ihre volle Berechtigung hat, aber erfahrungsgemäß Einseitigkeit hervorrief. Richtig ist es, daß der Zweck der Dichtung in ihrem Wesen liegt, daß ihr Endziel es nicht ist, die Menschen zu bessern und zu bekehren, wenigstens nicht mehr, als dies das Endziel unseres gesammten geistigen Wirkens ist: Wesen der Poesie ist die Gehaltung und, wenn man sagt, daß sie der Tendenz nicht dienen soll, mag diese nun moralischer oder humanitärer Art sein, welcher sie will, so heißt dieses, daß sie nicht glauben soll, mit dem Ausprechen der Tendenz genug getan zu haben. Ihr höchster Zweck liegt in der höchsten künstlerischen Gestaltung der Tendenz, und wird eine reine Gestaltung nicht erreicht, so ist das Kunstwerk verfehlt, mag es sonst von einem Ham oder Christus geschrieben sein. Die Aesthetik des Sages „die Kunst um der Kunst willen“ verirrt sich aber leicht in den Irrtum, daß sie die Bedeutung des Geistigen und des Stofflichen für das dichterische Werk ganz unterschätzt und das Höchste erreicht sieht, wenn das Werk nur in sich künstlerisch vollendet ist. So ist ihr ein vollendet gemaltes Brett, ein vollendet gemalter Misthaufen ein ebenso bedeutendes Kunstwerk wie etwa ein Pheidias'scher Zeus, eine Tizian'sche Venus. Beruht diese Anschauung nun schon rein aesthetisch auf einem Irrtum, noch klarer ist es, daß die große Menge, die überhaupt ein Kunstwerk mehr stofflich, als künstlerisch aufzufassen versteht, alle Beziehung zu einer Kunst verliert, die fast nur formale Vorzüge aufweist, wie sie allein der Künstler zu würdigen weiß. Auch diese Aesthetik führt zu innerer Erstarrung, zur Ausdorrung des Empfindens und Gedankenlebens und damit zuletzt auch zur völligen Verwilderung des Technischen und Formellen.

Hand in Hand geht damit eine ganz merkwürdige Gymnasial-lehreraesthetik, die auf der Prima gelehrt wird und in den Köpfen unserer Kritiker und der gebildeten Laien die größte Verwirrung angepflanzet hat, und auch von den Dichtern selber auf Treu und Glauben hin angenommen wurde. Darnach ist die Kunst Darstellung des Schönen. Freilich haben sich alle Aesthetiker vergebens abgemüht, uns einen festen Begriff von diesem Worte „Schön“ zu geben, die Allgemeinheit kümmert sich auch gar nicht um ihre dunklen Auseinandersetzungen, und Publikum und Alltagskritik nehmen das Wort eben ganz in seiner volkstümlichen Bedeutung, ohne zu bedenken, daß die Empfindung des Schönen ein

völlig subjektives ist, so daß, was ich für schön erachte, mein Nachbar mit demselben Rechte als häßlich bezeichnen kann. Sie führte zu der Anschauung, der Geibel in den obenangeführten Versen Ausdruck gegeben hat, und ich habe schon gesagt, daß diese als das Ergebnis eines verweichtichten und verweiblichten Geschmacks angesehen werden muß, wie sie theoretisch auf unhaltbaren Voraussetzungen beruht. Das Schöne wie das Häßliche umschließen Kreise, die außerhalb derer der Kunst liegen; überhaupt ist eine Empfindung an und für sich nichts Dichterisches, sondern wird erst durch die Gestaltung zu einem ihrer Elemente. Nur das und alles das vom Menschengesicht durch das Mittel der Sprache Gestaltete ist Poesie. Das reine ausschließliche Kunstwerk wird wesentlich durch das „Wie“ der Gestaltung bestimmt, es muß aber dem Künstler überlassen bleiben, das „was“ sich selber auszusuchen, und in vieler Hinsicht ist es ihm nicht einmal möglich, willkürlich zu wählen, und auszusuchen. Stoff und Vorstellungen drängen sich ihm mit elementarer Gewalt auf und es wird eine Art Notwendigkeit für ihn, sich ihrer zu entledigen und sich von ihnen zu befreien. Er fragt gar nicht nach den Wirkungen, und ob das, was er gestaltet, schön oder häßlich ist, schön oder häßlich wirkt, ebenso wenig wie die Natur darnach fragt. Unsere Aesthetik und Kunstkritik wird niemals sicheren Boden unter ihren Füßen gewinnen, so lange sie an dem Wahne festhält, dem Schaffenden seine Stoffe, Gedanken und Empfindungen vorschreiben, das Gebiet ihm einschränken zu können. Und ist sie denn nicht einmal durch die Geschichte belehrt worden? Eine einzige Kunstperiode nenne man uns, nenne einen einzigen unserer größten und großen Dichter, gegen den nicht im Anfang der Vorwurf der Cultus der Häßlichkeit erhoben wurde. Was uns heute nach dem strengsten Canon der Schönheit gebaut zu sein scheint, ist früher sicher einmal als Kunst des Häßlichen aufs ärgste verkehrt worden. Und ohne Frage auch haben die Gegner einen Mozart'schen Don Juan z. B., der für uns das Höchste an Wohlklang birgt, tatsächlich als etwas Häßliches empfunden. Zumeist aber ist es nur die Ungewohntheit des Neuen, welches die in die Vorstellungen des Alten hineingelebten Fein empfinden läßt. Gut, haben darauf Karl Frenzel und viele andere Kritiker geantwortet; „nur wird man uns gestatten müssen, dieser Kunst die uns häßliche Bilder vor die Augen stellt, aus dem Wege zu gehen, ebenso gut wie wir im Leben Irrsinnigen und Trunkenbolden ausweichen.“ Ohne Frage kann man dieses persönliche Recht Niemandem verweigern. Aber nur soll der „Niemand“ nicht sagen, daß er mit diesem Urtheil mehr als eine ganz subjektiv-laienhafte Aeußerung tut, nur nicht sagen, daß er damit eine aesthetische Kritik ausübt, nur soll er nicht sagen, daß in der That das Kunstwerk häßlich ist, weil es ihm häßlich erscheint. Geben wir einem rohen und geistig stumpfen Menschen die herrlichste Goethe'sche Dichtung in die Hand, so wird er sie sehr bald gelangweilt aus der Hand legen. Gewiß, hat der Mann sein volles Recht dazu, aber ist darum tatsächlich das Werk ein

langweiliges?! Eine Aesthetik und Kritik, welche als letzte Entscheidung nur ihr persönliches Wohl- oder Mißbehagen ausruft, statt sich objektiv in die Dichtung hineinzuleben, nur wünscht, ihrem Ich geschmeichelt zu sehen, diese heute so weit verbreitete Kritik ist nichts als ein großer Irrthum. Diese Aesthetik kann niemals eine Wissenschaft werden, ebenso wenig wie die Astronomie, die Naturkunde, so lange sie an der geocentrischen und anthropocentrischen Täuschung festhielten; wie diese alles vom Wohl und Weh des Menschen abhängig machten, so will jene Kunstwerk und Künstler vom Leser abhängig machen, und in dessen Knechtschaft hineinführen. Der Nebel der Subjektivität wird aber jede reine Erkenntnis verhindern.

Ich habe die Atelierkunst unseres Jahrhunderts angegriffen, die Abwendung der Künstler von dem weiten und großen Volksleben und den Ideen der Zeit, sowie ihr zu einseitiges Versinken in das Ich beklagt; ich habe bedauert, daß sie nur zu sehr und nichts als Künstler sein wollten, welche durch eine einseitige Auffassung des „*l'art pour l'art*“ doch nur zum Formalismus getrieben wurden. Und ist nicht schon vor Jahrzehnten in unserer Literatur das Erkenntnis dieses Nebels zum Durchbruch gekommen? Brachten nicht schon die dreißiger Jahre die Gegenströmung hervor, welche den Vers zum Teufel jagt und die Prosa jubelnd auf den Thron setzt, allen Mummenschanz verspottet und uns mitten in den Lärm unserer Tage hineinführt, die Aesthetik des „*Wie*“ durch die Aesthetik des „*Was*“ verdrängt, und die Tendenz als das wahre Lebenselixir anpreist? So wäre ich denn ein Zögling des „*Jungen Deutschlands*“? Um alles in der Welt nicht! Nein, ich glaube, diese Schule hat unsere Poesie vielleicht noch mehr, als jene, in den Verfall hineingetrieben und ganz gewiß unseren Geschmack und unser allgemeines Kunstverständnis völlig zerrüttet und verdorben. Mit ihr drang der Geist des Schriftstellertums in unsere Literatur ein, der Geist des Halbdichtertums, der sich poetischer Form bedient, aber sie nicht mit wahrhaft künstlerischem, gestaltenden Geist durchdringen kann, der sich unfähig zeigt, wirkliches Leben und reiche Natur vor uns hinzustellen, die Phantasia durch den Verstand vernichtet, den Humor durch den Wisz ersetzt und eine große allgemeine platte Nüchternheit und deklamatorische Phrase großzieht. In ihrem Schatten blühte die Kritik heran, welche gar nicht mehr ein Kunstwerk als Kunstwerk anzusehen vermag, sondern den Künstler als Parteimenschen allein vom Parteistandpunkt aus auffaßt, in einer Dichtung eine Broschüre sieht für oder wider den christlichen Glauben, für oder wider die Regierung, und um der Meinungen willen entweder sie tief zu den Unterirdischen verdammt oder zu den Unsterblichen emporhebt. Da nennt man die Dichtung eine verruchte, weil sie von pessimistischer Anschauung durchtränkt ist oder eine gehirnerweichte, weil sie von einer moralischen Weltordnung und von Gottesidealen schwärmt. Nur im rein Stofflichen bietet das junge Deutschland Neues — unterschätzen soll man es gewiß nicht, — aber im Künstlerischen geht es durchaus

die Pfade des Alten und verwässert das Ueberkommene. Man unter-  
suche charakteristische Schöpfungen dieser Schule, wie Guckow's „Ariel  
Acosta“ oder gar die Dramen Laubes, Herwegh's Gedichte auf ihren  
reinen aesthetischen Wert, so kommt man bald zu der Erkenntnis,  
daß ein ganz ausgefaugtes Schillertum der Boden ist, in dem sie ihre  
Wurzeln geschlagen haben. Keine einer künstlerischen Anschauung  
und Auffassung aber, die sich von den die Dichter der Classik und  
Romantik beherrschenden Anschauungen wesentlich unterscheiden, Ver-  
änderung und Fortbildung erzeugen, vermehrt man durchaus; das Ver-  
ständnis vom eigentlichen Wesen der Poesie. Die Erkenntnis, daß sie  
nicht schlechtthin Ausdruck des Geisteslebens ist, sondern eine Gestaltung  
desselben, daß die Poesie uns wie die Natur körperlich-Lebendiges hin-  
stellt, ist dem Jungen Deutschland abhanden gekommen, und es erzeugte  
daher die Kunst des poetisirenden Leitartikels. Es führte daher auch  
von Neuem die Herrschaft des Franzosentums in unsere Literatur ein,  
und jenes Sittendrama, bei dem wir immer nur fragen, was will der  
Dichter verteidigen oder angreifen, aber nicht, wie hat er den Ge-  
danken künstlerisch gestaltet.

\* \* \*

Die Erkenntnis, daß die Dichtung heute im deutschen Volke  
kein rechtes Gehör mehr findet, nur noch für die Stunden der Unter-  
haltung, blos als ein Genußmittel aufgesucht wird, nicht aber als  
eine gewaltige Aeußerung des menschlichen Geistes, eine Kraft, ohne  
welche die Menschheit sich niemals aus dem Thierzustande entwickelt  
haben würde, als eine Löserin unserer Gefühle, eine Verdopplerin  
unseres Lebens, als eine Macht, die unser ganzes Innere befreit,  
ändert, erhöht: ihr verschließen sich heute nur die Wenigsten. Gehen  
wir aber weiter zu der Erkenntnis vor, daß die deutsche Dichtung selber  
in ihrer letzten Entwicklung die Fähigkeit verloren hat, mehr als  
Unterhaltung und leichten Genuß zu bieten und daher selber die  
Geringschätzung, wie man sie ihr entgegenbringt, verschuldete! Was  
kann uns in dieser Lage Heilung und Rettung bringen? Zunächst  
nichts als eine innere ideale Erhebung der Schaffenden selber! Unsere  
Dichter selber müssen sich von neuem großen Geiste entflammen lassen,  
wiederum eine reine Begeisterung für ihre Kunst nähren, und auf-  
hören, die Literatur für nichts als ein Geschäft und Gewerbe anzusehen.  
Schreibt lieber nichts, als daß ihr ohne inneres Bedürfnis, ohne Ein-  
gebung schreibt! Eine Kunst, die nicht diesem Worte folgt, erzeugt nur  
Totes. „Dann müßten wir hungern,“ ist mir immer wieder darauf  
begegnet worden. Nun, dann hungert! Wenn unsere öffentlichen Zu-  
stände so beschaffen sind — und ich weiß, sie sind es zum Teil, —  
wenn dieses deutsche Volk so stumpf und roh sein Geistiges verkommen  
läßt, — dann ist Hungern eure Pflicht ebenso sehr, wie ihr von euren  
Soldaten den Tod für das Vaterland fordert. Euer höchstes ist, rein



die Würde der Kunst zu wahren! Und zum Schluß, wenn Ihr nur selber groß fühlt und denkt, wenn Ihr nur selber nichts als das Große wollt, sie, die Kleinen, die Alltagsbunde, die heute gegen euch herantreten, sie mögen sich sperren und maulen. . . es ist Nichts, ihr geht siegreich über ihre Köpfe dahin, und weckt wiederum das Große, das in der Brust so vieler nur eingeschlummert liegt.

Sollten wir wirklich nicht wissen, worin die Größe eines Kunstwerkes liegt? Sollten wir dem Aesthetiker Wilhelm Scherer glauben, daß allein die Zeit uns über den Wert einer Dichtung Aufklärung verschaffen kann? Wir müssen uns nur von der einseitigen Auffassung der Atelierspoesie ebenso frei machen, wie von den halbweisen Anschauungen, welche durch das Junge Deutschland und die Verteidiger der Tendenzkunst bei uns eingedrungen sind. Das „Wie“ der Gestaltung und das „Was“ des Gestalteten, wir dürfen es nicht von einander lösen, nicht das Eine um des Anderen willen völlig verachten und geringschätzen. Das dichterische Werk ist ein festgefügtter, in sich beruhender Organismus, in dem sich das Menschliche und das Künstlerische harmonisch und untrennbar durchdringen, und das Was auch zu einem Wie sich gestaltet und umgekehrt. Die Größe eines Kunstwerkes beruht in der Tiefe ebenso wie in der Weite; in der Stärke und Kraft, in der unmittelbaren Wahrheit des Empfindungs-ausdrucks wie in der Mannigfachheit und Vielfältigkeit der Empfindungen; der Künstler, welcher die ganze Skala der Gefühle von der herbsten Tragik bis zur heitersten Freude beherrscht und sie alle mit gleicher Naturgewalt zum Ausdruck bringt, steht höher, als ein Anderer, welcher nur ein oder zwei Empfindungen verlebendigt, und die vollkommene Darstellung einer Fauninatur ist ein künstlerisch unendlich höher gelungenes Werk, als die in sich vollendete Darstellung, sagen wir etwa eines neuzeitlichen Bacchisches, da ein viel mannigfacheres stärkeres und höheres Gedanken- und Gefühlsleben dort als hier zum Austrag kommt. Wie es mit den Empfindungen ist, so auch mit den Gedanken, den Weltbildern und Vorstellungen, den Charakteren; immer entscheidet die Tiefe und die Fülle. Das Stoffliche, das was der Dichter zu gestalten unternimmt, ist ebenso wenig gleichgültig, wie das wie er es gestaltet, wie er das Stoffliche und die Idee durcharbeitet, ob und wie er in ihre Tiefen eindringt und alles herausholt, was in ihnen steckt.

Wir stehen im Beginn einer neuen und eigengearteten Dichtung, die wir mit einem kurzen Worte eine „realistische Dichtung“ nennen, obwohl wir uns bewußt sind, daß das Wort mit der Sache sich nicht völlig deckt und in seiner Art ebenso zufällig ist, wie das Schlagwort „romantische Poesie“. Wir verlangen von ihr, daß sie eine Gestaltung des Empfindens und Denkens unserer Zeit darbietet, und eine Verkörperung der neuen Weltanschauung, wie sie auf den geistigen, politischen und sozialen Erwerbungen dieses Jahrhunderts sich gründet. Wir denken und empfinden anders, mit anderen Augen sehen wir die Welt an, als die Dichter des Christentums, die Dichter der klassischen

und romantischen Periode. Aus diesem Anders-Sehen, -Fühlen und -Denken erwächst die geistige und künstlerische Eigenart und Neuheit der realistischen Poesie. Ihre Vorbilder kann sie daher auch nicht in der Dichtung der Vergangenheit suchen, nicht, wie es das Epigonentum tut, nachahmend immer wieder Goethe'sche und Schiller'sche Ideale schaffen, sondern aus sich heraus ihre Ideale erzeugen. Sie kann sich nicht am Studium der älteren Kunstwerke genügen lassen, sondern muß zur Natur selber zurückkehren, und mit eigenen Augen deren Erscheinungen aufnehmen, statt in der bereits subjektiv gefärbten Wiedergabe einer Kunst, die in ihrem Sehen und Empfinden von einem anderen Geist beeinflusst wurde. Die Wirklichkeitswelt der Kunst ist aber nicht schlechthin die der Natur, sondern componirt aus der der Natur und der inneren des Dichters, „ein Stück Natur, unter dem Gesichtswinkel eines Temperaments angesehen“, wie Zola sich ausdrückt. Die Größe des Ichs, sowie die Fülle und Schärfe der Naturbilder, welche das Kunstwerk offenbart, macht dessen Bedeutung heute wie zu allen Zeiten aus.

Der auffälligste Unterschied zwischen der Kunst des zeitgenössischen Realismus und der der Romantik besteht darin, daß jene viel lebendiger und deutlicher, als diese, ihr Augenmerk auf das Objekt, die Erscheinung der Natur richtet und jene unendliche Fülle von Einzelzügen und Einzelzeichen wenigstens einigermaßen annähernd wiedergeben sucht, welche die Wirklichkeit bietet. Ueber das Typische hinaus dringt sie in das Einzelpersönliche vor, und sie seicirt die Landschaft, sie seicirt die Seele des Menschen. Damit erreicht sie ein, höhere Stufe, als die Kunst der Vergangenheit, aber nur dann, wenn sie sich daneben die Größe des Geistes, die Fülle und Umfassendheit der Composition, und der Weltbilder nicht nehmen läßt, durch welche die Kunst unserer Classiker sich auszeichnet. Sonst würde die realistische Kunst nur die formalistischen und technischen Geschicklichkeiten der Atelierkunst in ihrer Art weiter ausbilden und nichts als bunte Seifenblasen formen, wie ein müßiges Kind, welches nichts weiß und kennt von dem großen Geistessturm, welcher durch unsere Zeit und unsere Welt dahingeht. Von diesem mächtigen Athem ließe sie nur einen schwachen Hauch verspüren.

Ist es aber nicht gerade die Objektivität des Realismus, welche die Lyrik für die Zukunft zum Schweigen verurtheilen wird?

Unsere Zeit, schrieb ungefähr vor einiger Zeit Ludwig Fulda, und seine Anschauung gehört zu den weiter verbreiteten, kennt nicht jene Verfenkung in das eigene Ich, nicht die Vorherrschaft des Empfindens und des Gefühls, welche das geistige Wesen der Zeit der Romantik ausmachen. Sie widerstrebt daher der Lyrik, die ausschließlich im Gefühle und im Ich wurzelt, deren Wesen die Empfindungsdarstellung ist. Darum kann die Lyrik heut keine Wirkung ausüben und ihre Schöpfungen müssen Todtgeburten sein. Gegen diese Behauptung habe ich nur das Eine einzuwenden, daß die zweite Voraussetzung eine irrite ist, weil sie auf einer einseitigen Anschauung vom Wesen der

Lyrik beruht. Lyrische Lyrik, wie Eduard von Hartmann sich ausdrückt, vorwiegend Gefühls- und Stimmungspyrik ist allerdings die unserer Classik und Romantik gewesen, aber die Lyrik an und für sich kann in diese Grenzen durchaus nicht eingeschlossen werden. Sie ist der Darstellung aller Weltbilder, aller Phantastieerlebnisse und aller Ideen ebenso fähig, wie Epik und Dramatik, ebenso wie diese kann sie uns die Darstellung von Charakteren und Handlungen bieten. Auch sie kann sich zu reinster und deutlichster Objektivität erheben.

Wohl, der Geist unserer Zeit trachtet, sich aus den Fesseln des Subjektivismus, eines einseitigen Individualismus loszulösen, wir alle legen plötzlich so großen Nachdruck auf das Sehen und Beobachten, und sind geneigt das Fühlen, das intuitive Empfinden geringer zu schätzen, stellen die Naturwissenschaft über die philosophische Spekulation; auch das ist, wie die Kunst des Realismus, Ausfluß eines auf das Objektive gerichteten Geistes, der die Welt nicht durch sein Ich anschauen und nach seinem Ich einrichten will, sondern die Erkenntnis der Welt aus der Betrachtung des außerhalb unseres Ichs Liegenden herzuleiten sucht. Ebenso gehen die socialistischen Ideale unserer Zeit darauf hinaus, daß der Einzelne es lernt mit der Allgemeinheit zu leben, und die übersäumende egoistische Daseinslust um das Wohl Aller willen zurückzudrängen. Die neue Zeit ist daher kein Nährboden mehr für die romantische Stimmungspyrik, und das eigentliche Lied, welches sich gern mit der Musik verschwifert; auch hat die Vergangenheit gerade hier so Glänzendes und hervorragendes von ewiger Dauer hervorgebracht, daß der Lyriker von heute nicht viel mehr als nachdichten und nachahmen kann. Der Stimmungspyrik stelle man aber die Charakter- und Handlungspyrik entgegen, eine Lyrik, welche aus dem Wesen unserer Zeit entspringt, wie jene Stimmungspyrik aus dem der romantischen Periode, suchen wir nach der neuen Sprache für den neuen Geist, und nur dann können wir Anspruch darauf erheben, daß uns die Gegenwart ihr Ohr leiht. Die neue Lyrik wird den besonderen Geist unserer Zeit darstellen, die Ideen und Empfindungen zum Ausdruck bringen, charakteristisch für dieses Geschlecht, das in Folge so vielfacher neuer Erkenntnisse in seinem Geistes- und Seelenleben anders geworden ist, als das Geschlecht der classisch-romantischen Periode. Sie bildet sich neue Menschenideale und sucht neue Stoffe, in der Geschichte oder im Alltagsleben, in welchen die neuen Gefühle und neuen Gedanken am deutlichsten und bedeutungsvollsten verkörpert werden können. Dieses Stoffliche aber macht nicht allein das Wesen der „Lyrik der Zukunft“ aus; nicht minder wichtig ist das Neue in der Darstellung selbst und im künstlerischen Ausdruck. Der echte Dichter wird solchen von selbst finden und erzeugen.

Die Rückkehr zur Natur und zur Erscheinung selber muß ihr wieder die Unmittelbarkeit und Wahrheit bringen, die volle Stärke und Gewalt der Empfindung, wie sie die Wirklichkeit verspürt. Sie sucht daher nicht mit der Geibel'schen Schule und im Sinne der hellenisirten Classik die Abgetöththeit und den verhönten Schein, nicht den Wohl-

laut und die runde Schönheit der Sprache, sondern den charakteristischen Ausdruck, der die Art der Rede dem Inhalt anpaßt. Klingt deshalb ihr Wort dann und wann barbarisch an das durch die Süßlichkeitsprache verwöhnte Ohr, so wird doch das höhere aesthetische Empfinden gern die äußere Schönheit um der inneren willen in den Kauf geben. Sie befreit sich von der Lust am Masken- und bloßen Phantasiespiel und erfreut sich an dem Menschen und an der Natur, wie sie die Wirklichkeit zeigt, unverhüllt vom romantischen Märchen- und Zauber-  
glanz.

Das Wesen ihrer Objektivität steht im Gegensatz zu dem Subjektivismus der hinter uns liegenden Poesie. Die Lyrik wird deshalb auch aus der fremden Seele heraus denken, fühlen und reden lernen und nicht immer das Ich zu Worte kommen lassen. Sie wird das Landschaftliche in ganz anderer Deutlichkeit uns malen, das Einzelbild statt eines typischen hinstellen, die Empfindungen schärfer begründen, ihre Ursachen darlegen und die Gefühle selber feiner zerlegen. In dieser Kunst hat Goethe zum Theil Großes geleistet, als ein dichterisches Genie, das über die Kunst seiner Zeit hinanzwächst, aber wenig offenbart sich die Kraft in der übrigen deutschen Poesie, die wesentlich nur stimmungsvoll das reine Empfinden wiedergiebt. Vorwiegend ist aber auch die Goethe'sche Sprache Gefühlssprache und ihr Wesen musikalischer Natur; demgegenüber wird die Lyrik des Realismus reichere Elemente der Phantasieanschauung verarbeiten und einen mehr malerischen und plastischen Charakter annehmen, das Bildliche, das bei Goethe zurücktritt, mächtiger in den Vordergrund stellen. Innere Formwandlungen vollziehen sich, die dem Kenner nicht verborgen bleiben können.

Glücklicher Weise darf man vielleicht sagen, ist unsere Lyrik noch frei vom Einfluß des Auslandes geblieben; der Roman und das Drama des Realismus sind vielfach in zu große Abhängigkeit von den Dichtungen der Sola, Ibsen und Tolstoi geraten; um so mehr soll der deutsche Realismus in der Lyrik seine Eigenart und besondere Kraft zeigen, beweisen, daß er selbständig entstanden und nicht bloß aus der Nachahmung des Fremden hervorgegangen ist.





## Siegeshymne.

**S**turmgeist! Vater und Fürst der Donner!  
Zur Nachtzeit schritt ich durch die Straßen der Stadt,  
Und hörte den Ruf deiner Stimme,  
Schrecklich schallte dein Wort in mein Ohr!

Über zerrissenen Wolken, die gejagt  
Schwarz und düst'rig durcheinandersluten,  
Wie auf durchwühltem Meer herfahrende Schiffe  
Mit flatternden Segeln zusammentammeln,  
Liegst du atmend.

Matten Glanzes umglimmt gelbfahler Dunst  
Schwelend dein dränendes Löwenhaupt,  
Rauch steigt dumpf aus deinem Munde  
Und mit kraftvollem Arm schleuderst die Blitze du,  
Flammend durch düstere Nacht, wie blanke Schwerter,  
Wuchtgeworfene laufende Speere,  
Gegen des Erdgrunds dröhnenden Schild.

Gleich einer Schlacht tobt es in den Lüften,  
Gleich einer Schlacht rast es in den Gassen.

Ueber die Wasser wälzt sich heran dein Heer,  
Wirft auf die Wellen, steigt heran die Ufer,  
Wohenden Hauptthaars, mit triefendem Leibe.  
Deine Wagen jausen mit erz'nen Rädern  
Dampfhallend über mich hin,  
Deine Reitergeschwader stürmen jauchzend  
Auf Wolken über die Sinnen der Stadt.

Der Winde klagendes Seufzen ersticht,  
Ihr Wehklagen verhallt  
Im Donnerklang deiner Posaunen  
Im rauhen Schrei deiner Trommelen.  
Vor deinem Atem beugen sich tief die Wipfe,  
Ragender Bäume, wie Sklaven den Nacken  
Tief beugen in den Sand, wenn heranzfährt  
Mit acht dunklen goldgeschirrten Rossen  
Sornglühend der Herr!

Ich stand, gehüllt im Mantel, am Siegesplatz,  
Und bot mein Antlitz, Vater der Donner du,  
Dem rauhen Gruß deiner Herrlichkeit,  
Suchte dein feuerstrahlendes Auge  
Durch den Dampf und den Nebel der Wolfenflut.

Schlankschäftig stieg, eine Palme aus Stein gezengt,  
Hoch in die wallende Luft die Siegessäule;  
Rings umschmiedet von drei Reihen schlachtgewohnter  
Blutkundiger Kanonenrohre.  
Blicke umfuhren das Haupt der Siegesgöttin,  
Küßten die strahlende Stirn mit Feuerlippen,  
Und aufflammend im bläulichfahlen Schein  
Sprühte das goldne Bild durchs Dunkel der Nacht  
Rings eine flut glühenden Lichts.

Deutschland, mein Deutschland!

Donnernde Wolken liegen über dir,  
Wetter hangen über deinem Haupte,  
Stürme umwogen deine Stirn.

Ueber die Wolken, über die Wasser  
Schreitet der Gott der Donner!  
Grüßt deine Seele mit Sturmesatem,  
Mit dir, mit dir ist der Gott der Donner!

Deutschland, du selbst!  
Aufstandest du im Räte der Völker  
Einem Gewitter gleich! Denn schlagen  
Wollten sie dich in Eisensesseln,  
Dir vom Mutterbusen die Kinder rauben,  
Sornglühend hobst du dein Antlitz da,  
Und die Ketten rissen wie schwaches Gewebe,

Deine flammen fraßen die frohigen Städte,  
Düster im blutwallenden Schlachtenmantel  
Sehstest du kühn den erzumhienten Fuß  
Auf der Haffer gebogenen Nacken!

Deutschland, mein Deutschland!  
Strahlend im hellen Goldglanz deiner Siege,  
Neuerstärden in Einigkeit, junge Kaiserin du,  
Dich grüßt meines Liedes Donnerdon! . . .

Zur Nachtzeit schritt ich durch die Straßen der Stadt,  
Doch die Nacht entwich, und ferne vergroßt  
Des drohenden Himmels dumpfe Stimme.  
Weit hinter den Zinnen der Stadt leuchtet nur noch  
Weißlich auf die bebende Wolkenfluth,  
Einschließen die Stürme, die Wetter entwichen, --  
Vorbei, vorüber die Nacht!

Sei gegrüßt, jungblühender Tag,  
funkelnder Morgen, sei gegrüßt,  
Holdes Licht, ströme du nieder auf meine Augen.

Rosigglühend, du junge Magd,  
Steigst du empor vom stockigen Wolkenpfühl,  
Durch die feuerstrahlenden Himmelsthore  
Kommst du hernieder auf flammender Straße.

Leuchtend wehen sich goldene Schleier  
Um der Stadt hochragende Thürme,  
funkelnde Blüten sprießen empor  
In der Bäume schauerndem Wipfel,  
Wie im Haarschmuck einer Fürstin  
Goldgefaßte glänzende Steine prangen.

Heber die Wasser auf weichen Sohlen  
Wallen die kühlen Morgenwinde,  
Und es küßt, in heimlicher Glut erzitternd,  
Ihrer Gewande Saum die sanfte Welle.

Verstummt die Donner!  
Doch im Gebüsch, horch,  
flötet süß mit melodischer Kehle,  
Streut ihres Liedes duftige Rosenblüten  
Jubelnd die Droffel hinaus in den Morgen.

Deutschland, mein Deutschland!  
Verstummt die Donner,  
Und wieder erblühen im Sonnenlichte,  
Sauft getränkt von wellenspielenden Bächen,  
Schöner als je die gesegneten Auen  
Mit goldwogenden Weizenfeldern  
Und fruchtschweren, duftenden Apfelbäumen  
Oder im dunklen Laub kraftstrotzenden Eichen.

Nicht mehr im Donner schreitest du drohend  
Ueber Europas weite Lande,  
Mild ausbreitest du schützend die Arme  
Gleich einer Mutter um all deine Kinder.  
Eine Thräne stutet in deinem Auge,  
Und niederbengst du das schöne Haupt  
Ueber die mühsalleidenden Armen,  
Die von der Nacht des Elends Bedeckten.

Museinander wallt deiner Zukunft Dunkel!  
Wandeln schau ich dich hellen Auges,  
Licht umflossen von weißen Schleiern,  
Dir zu Häupten der Morgenstern,  
Mutter des Wissens, Fürstin der Künste!

Horch, deinem Munde entströmt  
Stolz ein hohes Lied, eine neue Weise,  
Dem aufhorchend in stummer Andacht,  
Thränen im Auge, lauschen sollen  
Alle Völker des weiten Erdballs.





## Ueber Weltengräbern.

Ueber Weltengräbern wandelt mein zögernder Fuß,  
Zerbrochene Städte bieten mir alter Zeiten Gruß,  
Es klingt aus dunklen Grüften als raffeltes Schild und Speer,  
Aus stöhnender Erde das Blut strömt und dringen Todes-  
seufzer schwer.

Rot flattern viel tausend Fahnen, die Sonne leuchtend flammt  
Auf Panzer und Lederkoller, auf Bärenfelle und Sammt,  
Über Asien und Europa in wallendem Strome ziehn  
Könige und Helden — vielblasse Leiber müd dahin.

Du brauner König, dein Auge ist längsterloschener Brand,  
Schlaff hält des Rosses Zügel die sehnenlose Hand,  
Was half dir nun dein einz'ger Schmuck, dein troh'ig Schwert,  
O Cyrus, deine Reiche, wie liegen sie nun ganz verheert.

Sonst jung wie ein leuchtender Maien, schön wie der Sonne  
Licht,

König Alexander, nun wolk ist dein Gesicht,  
Der weite Purpurmantel, mit dem du dich geschmückt,  
Wie ward er von hundert Händen in tausend Fetzen rasch zerstückt.

Nch all ihr kronengeschmückten Schädel, der Lorbeer rauscht  
Wolk um die märben Knochen, und wolk vergebens lauscht  
Ihr nieder zu der Erde, ob nicht zu eurem Ruhm  
Ein hohes Lied auslodert von eurer Lanzten Heldentum.

Umsonst du kahler Caesjar zogst jubelnd du über den Rhein,  
Verbeerend brachen die Wetter über Rom herein,  
Ekel auf strupp'gem Rosse, du wüstes Hummenhaupt,  
Dein Leib und deine Reiche sind beide längst wie Schutt verstaubt.

Wie habt ihr so vermess'n mit eurer Kraft geprahlt,  
Und glaubtet euch unsterblich, vom Panzerkleid umstahlt,  
Wie habt ihr tief die Völker verachtet von eurem Thron,  
Nun sag, wo sind deine Reiche, du corjischer Dämon?

Was ist der Ruhm der Schlachten? . . . Ein jäh verwehtes  
Blatt . . .

Die Sonne der Zeiten schlürft ihn, gleich wie ein Wächlein matt. . .  
Ein lanter Schlag der Pauken, der rasch im Wind verfliegt . . .  
Der letzte Schrei des Lebens, das bald im dunklen Tod versiegt.

Wohin sind all die Reiche? . . . über die Gräber geht  
Der blasse Geist der Menschheit; bei jedem Grab er steht:  
„Ich dürste nach Vollendung, ich selbst bin Gottes Geist,  
Nach dem ihr allzeit hungert, wie der Adler seinen Raub umkreist.

Ich möchte die Flügel entfalten, mich schwingen zum Himmel  
empor,  
In mir liegt Himmelswonne, ich bin des Tempels Thor, . . .  
In euren Herzen tönet von Gott jedweder Schlag,  
Iu Brüdern werdet und aufgeht leuchtend der Menschheit  
Ostertag.

Doch ihr, die erzenen Fußes schrittet so stolz dahin,  
Und mit dem Schwerte boget der Menschen Nacken und Sinn,  
Die ihr nach Ruhm verhungert die Länder all verheert,  
Nun sagt, was seid ihr vor meinem richtenden Throne heut  
noch wert?

Von Blut tropft euer Lorbeer, und eures Schwertes Stahl  
Verjagte aus dem Busen das Gottesideal,  
Darin sind eure Reiche wie Schiffe im Meere zerschellt,  
Wer nur die Lanze schüttelt, den richtet mit dem Schwert die  
Welt.“



### Die heilige Elisabeth.

**S** du Nacht, der Seele finstre Nacht,  
Du endlos tiefe Schmerzensnacht,  
Hier lieg ich, blutig den Leib benezt,  
Den die Geißel in rote Wunden zerfetzt.

O du Nacht, der Seele finstre Nacht,  
Wie stieh ich vor dir, qualvolle Nacht?  
Wo bleibst du, mein sonnenleuchtender Tag,  
Mit Rosenblüten und Drosselschlag.

Maria, du Königin, süßes Licht,  
Ich sehe und finde und höre dich nicht, —  
Wie habe ich sonst deine Hände geküßt,  
Deine Lippen berührt in sel'gem Gelüßt.

Wie hab ich die Welt inbrünstig gehegt,  
Wie die Sonne in Liebe die Blumen pflegt,  
Die Pest lag sterbend in meinem Schooß,  
Ich küßte die Kranken vom Tode los.

Des Armen Kind lag an meiner Brust,  
Und trank die süße heimliche Lust,  
Des Juden verachtete Tochter umschlang  
Mein Arm, und ich küßte sie heiß und lang.

Zu meinen Füßen die Sünderin  
Lag weinend und warf ihre Schätze hin, —  
So schlecht war Niemand, verworfen nicht,  
In tiefer Nacht sah ich himmlisches Licht.

Und durch die Wetter sah' ich es glühn,  
Rings sah ich die Himmel leuchtend erblühn,  
Und betend lag ich in göttlicher Ruh,  
Und stammelte trunken: „Die Liebe bist du!“

O du Nacht, der Seele finstere Nacht,  
Du endlos tiefe Schmerzensnacht, —  
Konrad von Marburg, dein finstere Wort  
Scheuchte mir Himmel und Liebe fort.

Bedeckt den Leib mit blutigem Thau,  
Das Haupt bestreut mit der Nische Grau,  
Lieg ich und weiß ich von Liebe nichts,  
Ich weiß nur den Tag des jüngsten Gerichts.

Ich weiß, die Sünde schläft und schlief  
Im blauen Kinderauge tief,  
Wo die Krankheit den Leib mit Narben schlug,  
Ich weiß, es ist der Sünde Fluch.

Ich weiß, die Sünde faßte uns an,  
Wo der gold'ne Wein im Becher raum,  
Der Hölle Nebel die Sinne umfloß,  
Wo der Mann das Weib in Liebe umschloß.

Ich weiß nur, wie elend das Dasein ist,  
Das Glück, die Lust eine höllische List.  
Ach, Sünde ist ein holdes Gesicht,  
Der Lerche Sang und der Sonne Licht.

Durch die Nacht, durch die Nacht — ich höre den Tritt,  
Wie die Nacht, so finster des Finstern Schritt, --  
O Geißel — o Buße — o Höllenglut!  
Sühnt auch diese Gedanken mein tropfendes Blut?



### Der tote Pharaon.

**W**as wühlt's und heult's in meinem Sarg  
Und schreit im Pyramidenbau,  
Welch Licht quillt aus den dumpfen Winkeln  
Und maienduft'ger Blüthenhau?

Es schleicht und frißt im Bodendunst,  
Es nagt an meinem Staub und zehrt,  
Und legt sich schwer auf meine Glieder,  
Wie Feuer und wie Blut und Schwert.

Es reißt mich rißch empor vom Pfühl,  
Reckt meine Glieder auf vom Stein,  
Es bremt, es flammt in meinem Staube  
Und gießt ihm heißes Leben ein.

Es fügt und schiebt zum Leib sich an  
Der braune Arm, die welke Hand,  
Der lose sehnenchwache Nacken,  
Das Haar so gelb wie Wüstenand.

Das seidne Kleid fällt schlaff herab,  
Die Krone drückt die niedre Stirn,  
Mein Aug ist tot und müd geschlossen,  
Doch flammen wachsen im Gehirn.

Es raunt und rauscht und schleicht und weint,  
Es winzelt an dem nassen Grund, —  
Ein wilder Schrei von morscher Lippe,  
Von meinem Mund weckt mich zur Stund'.

. . . Ein dumpfes Pyramidenschloß,  
Und totenschwer ringsum die Nacht,  
O laß nicht deine Lippen schreien,  
O stumm, daß du vom Tod erwacht.

Und wieder aus der Gruft empor,  
Es lockt und lockt den bangen Sinn  
Durch meines Tempels Totenkammer  
Reißt mich ein wildes Sehnen hin.

Zur Welt hinaus, dort wirkt die Nacht,  
Gebiert und schafft im Frühlingssturm,  
Hei, wie es bricht und fällt und splittert  
Um Thal und Höh, von First und Turm.

Der Nil schießt wogensprühend her.  
Es dampft die Flut im Katarakt,  
Mit tausend schwarzen Mäulen jauchzt es  
Dem Lenz im Dithyrambentakt.

Es braust und faust im Palmenwald,  
Die Wipfel blasen Sturmgesang,  
Hoch oben jagt die dunst'ge Wolke  
Blauschwarz den Himmelsstrom entlang.

Am Wüstengrunde fegt der Sand  
Im Atlas bricht das grane Eis,  
Und schwellend unter ersten Knospen  
Erhebt des Baumes junges Reis.

Und Flötenton und Reigentanz  
Herüberklingt von Meeresbord,  
Und Reigentanz und Flötenweise  
Erklingt und jauchzt von Ort zu Ort.

Das ist die alte Frühlingsnacht,  
Da weckt es mich empor vom Schlaf,  
Da reißt's mich auf mit jenem Fluche,  
Der meine stolze Seele traf.

Einmal herrschst' ich im Aegypterland,  
Ich herrschte stolz, ich herrschte gut,  
Wo meines Wagens Räder klirrten,  
Da bog sich tief die Menschenbrut, --

Wo meine Hand sich mächtig hob,  
Da tropfte es von rotem Blut,  
Wohin ich kam, da blühte flammend  
Der Waffen sonnenrote Glut.

Und schoß in meinem Goldpokal  
Des Trankes blütenduft'ge Flut,  
Gedenkst von silberbrüstigen Weibern, —  
Da wuchs mir hoch der Königinut.

Da sah ich's wohl und hört' ich's gern,  
Wenn hungernd lag des Volkes Troß  
Die franken Mütter nach mir schreien,  
Umlagernd ihres Königs Schloß.

Wenn ich vom Speergeheg umzäunt  
Hoch ritt auf goldbehang'nem Roß,  
Indeß im Staub das franke Elend  
Sornthränen und sein Blut vergoß.

Mit Arbeit und mit Waffenkraft  
Zwang ich das Volk zu knecht'scher Ruh,  
Doch jeder wußte tausend Klüche  
Schloß er die müden Augen zu.

Und jeder Fluch fand einen Gott,  
Und jeder Gott fand einen Schmerz,  
Und stückweis brachen meine Glieder,  
Und krank ward Haupt, Gehirn und Herz.

Doch als ich todesdürstig lag,  
Bedeckt mit Schweiß und dunklem Blut,  
Der schwerste Fluch: „Nie sterben sollst du!“  
Zerbrach den letzten störr'schen Mut.

Schwer lag's auf meiner Augen Licht,  
Ich lag gefarrt im nackten Stein,  
Doch hüllte nicht ein süßer Schlummer  
Die fieberkranken Sinne ein . . .

Und was mich nimmer sterben läßt,  
Nach Freiheit dürst' ich Schmerzensbang,  
Mit wilder Seele ihre Spuren  
Such' ich fünftausend Jahre lang.

Ich stand in jeder Männerchlacht  
Und wartete am Capitol,  
Ich suchte sie im Kriegerlager,  
Bei Denkmern todesbleich und hohl.

Beim Bauern, der den Adel trieb  
In seiner Spitze dornige Reih'n,  
Auf blutigen Barrikadentrümmern, —  
Ich stand und blieb und stand allein.

Ich suchte sie im dumpfen Thal,  
Und auf der Berge rauher First, —  
Umsonst, umsonst, — nicht einen find ich,  
Der Jahre Welle steigt und birzt . . .

Ein freier! und des Lebens Kraft  
Verweht, vergeht im Todesmai, —  
Doch ach umsonst! — ich such und suche,  
Nicht Einer war, es ist nicht Einer frei!





### Champagnertröpfen.

Frühlingsnächtige Stunden, . . .  
Mächtig schwillt die Luft,  
Rings quillt aus kühlem Garten  
Der Erde süßer Duft.

In aufgebrochenen Schollen  
Gestaltet sich's bunt und reich,  
Durchs offene Fenster rankt sich  
Keimendes Rebengezweig.

Über die Borde drängt sich  
Das Wasser jach enteist,  
Und aus dem Walde quillt es  
Wie Maienglockengeist.

Schwarz über uns flattern die Wolken  
Wie Banner in heißer Schlacht,  
Und jagen gleich wunden Reitern  
Durch die wallende dunkle Nacht.

Die Lüfte brausen und mächtig  
Fahren sie hinterdrein,  
So stürmen sieggubelnde Reiter  
In fluchtzerrißene Reih'n.

Frühlingsnächtiges Drängen!  
Küsse mich, Sturmesmund . . .  
Küsse die loderende Sterne  
Und küsse mich gesund!

Sieh, zischend stürzt der Champagner  
Mir in das blaue Glas . . .  
Dir bring' ich mit jubelndem Munde  
Das sprühende bligende Raß.

Nicht in der staubigen Flasche  
Vermögen mag solch ein Wein, . . .  
In die Adern des Frühlings verlodern,  
In die Stürme will er hinein.

Leuchtend in den Lüften  
Zersprüht die gold'ne Flut . . .  
Nun mische dich, Sonnenfeuer,  
Mit des Frühlings Rosenblut.

Sei köstlicher Samen dem Boden,  
Daß, wo ein Tropfen fließt,  
Bald duftend und flammenlockig  
Eine Rose leuchtend entsproßt . . .

Ein üppiger Blütenschleier  
Hinstute über das Land,  
Wie ein vom Leuz gewobnes  
Strahlendes Gewand.

Und wenn sich zwei begeuen  
In solchem Blumenhain,  
Dann ziehe klingend die Liebe  
In ihre Seelen hinein.



### Hymnus der Freude.

Sonnenlicht, durch alle Poren  
Flute, ströme in mein Herz,  
Silberfunkelnde Wolken, hebt auf  
Adlerflügelu mich himmelwärts.

In dem Kopfe tollt und spukt mir,  
Lacht und lärmt Erbacher Wein,  
Und durch meine Seele flutet,  
Bunt von Wimpeln, der grüne Rhein.

Du, mein lustiges Mädchenauge,  
Frischer, kühler Mädchenmund,  
Sommenaufjauchzt der junge Morgen  
Lilienduftig und Blütenbunt.

Wenn in rebenverhangener Laube  
Wir beim goldig leuchtenden Glas  
Küssen und plaudern das und dieses,  
Plaudern und küssen dies und das

Ha, aus meinem Munde glüht  
Frühlingstrunken ein freudig Lied,  
Das wie helles Lerchengeschmetter,  
Durch die strahlenden Lüfte zieht.

Wiedertönt von Wald und Wasser;  
Geigen- und süßer Flötenklang  
Zieht mit jubelnden Mädchenhören  
Himmel und Erde klingend entlang.

Weit aufspringen des Herzens Thore  
Und aus meiner Seele bricht,  
Über die Erde flutet goldig  
Hoher Freude buntfarbiges Licht.

Freude! Freude! Wein des Himmels,  
Ströme über die Seelen hin,  
Werde du der Menschen rosen-  
Tragende lächelnde Königin.

Tanzend, tanzend, flötenspielend,  
Lachend und mit hellem Sang,  
Laßt uns wandeln aller Zeiten,  
Aller Welten Strom entlang.

Rosen durch das Haar geflochten,  
Zieh'n wir durch das Himmelsthor,  
Wo wir wandeln, wo wir schreiten  
Blüht ein Blumenhain empor.



### Memento mori.

**W**ir lagen beim dunkeln Spanierwein,  
Verborgen von duftiger Laube,  
Durch üppiges Blattwerk blänlich quoll  
Traube neben Traube

Im Auge der schönen Dame Marie  
Träumte mein Spiegelbildnis,  
Wir küßten uns und glaubten uns weit  
In rosenbewachsener Wildnis.

Wir schlürften Küsse und funkelnden Wein,  
Und spielend zu ihr hinüber  
Flog von Rosen und Veilchen ein Gruß,  
Und Küsse warf sie herüber.

Ein finstrier Mönch vorübertritt,  
Es murrten die Lippen, die bleichen:  
„Memento mori!“ und düstren Blicks  
Schlug er ein Kreuzeszeichen.

Ich denke des Todes, du schwarzer Gesell,  
Ich leide ihn jegliche Stunde,  
Es flammt sein Auge wie Sonnenlicht,  
Süß strömen ihm Küsse vom Munde.

Ich liebe die schöne Dante Marie,  
Vergehe in ihrer Liebe, —  
Dem Ich erwachsen aus jeglichem Kuß  
Herrliche Todestriebe.

Ich weiß es, wie du, mein finstrier Mönch,  
Das Leben sind Trümmern und Scherben, —  
Drum trink' ich mit jedem Becher Weins  
Ein seliges göttliches Sterben.



## Im November.

Des Sommers Flammenhaupt verjant  
In grauen Winterfluten,  
Wo bist du, Nichtigallemacht,  
Du Tag der Sommengluten?

Das duftig grüne, seid'ne Kleid,  
Durchwebt von Rosenblättern,  
Zerrissen liegt's und ganz zerseht  
Von wüsten Regengewettern.

Wo bist du, traubendunkler Herbst,  
Von gold'nem Weine trunken,  
Dein laubumkränztos, volles Haupt  
Wohin ist's nun gesunken?

Des Sommers Glanz und gold'nes Licht,  
Die flammensprüh'nde Sonne  
Sank in ihr Herz, — ausleuchtet nun  
Viel schön're Lust und Wonne.

Ihr Aug' ist heiß, wie Sonnenbrand,  
Und blau, wie Himmelslüfte —  
Dem ährenblonden Haar entström't's,  
Wie linde Blütendüfte.

Ihr Antlitz ist ein Lilienblatt,  
Von zartem Blut durchflossen,  
Ihr roter Mund ein Rosenkelch,  
Zu voller Glut erschlossen.

Ihr Wort und Sang und Liebeslied  
Tönt süß und träumerisch leise,  
Als schlug' im Busch die Nichtigall  
Tief schluchzend ihre Weise.

Den Wein aus purpurrotem Kelch  
Hab' ich berauscht getrunken,  
Als meine Lippen voller Durst  
Auf ihren Mund gesunken.

Des Sommers duft'ger Tag verging,  
Die Feuer rasch verglühten,  
Doch sank er leuchtend in ihr Herz  
Mit Liebesrosenblüten.

## Lebendige Poesie.

Süßsam am gebräunten Tische  
Unter dunkeln Kellerbogen,  
Schlürf' ich von des Rüdesheimers  
Maien sonnigen Blütenwogen

Wie im Traum die Schläfe pressend,  
Träum' ich bei der süßen Labe,  
Und im Wein ruft's tausendstimmig,  
Daß ich deine Liebe habe.

Seh ich lauschen doch dein Lächeln  
Aus dem Thau der gold'nen Gluten,  
Funkeln deines tiefen Auges  
Kenergrüße, Liebesgluten.

Wenn solch' duftigkühle Tropfen  
Über meine Lippen fließen,  
Sind's nicht deines Kusses Blüten,  
Die auf meinem Munde sprießen?

Fern bist du, doch deine Arme  
Halten mich, ich fühl's, umschlungen,  
Und mein Haupt ruht dir am Busen,  
Ruhst, von deiner Macht bezwungen.

Rebenduft und deines Odems  
Düfte wehn um meine Stirne  
Süßbetäubend, und wie trunken  
Klingt und tönt es mir im Hirne.

Nicht nach Reimen will ich haschen,  
Nicht mehr Verse kunstvoll schlingen,  
Nicht aus Worten Ketten winden  
Und zum Reim zusammenzwingen.

Nein, ich weiß ein fernes Haus,  
Weiß wo Augen mich erwarten,  
Und wo mich ein Mund ersehnt,  
Weiß der Liebe Zauber Garten.

Durch dies graue, nächt'ge Wetter  
folg' ich meinen süßen Pflichten,  
Worte nicht, — nein, dir zu Füßen  
Will ich nun mein Leben dichten.

## Idyll.

In duftenden Apfelbäumen  
Schaufelt das Sonnenlicht,  
Weiße Frühlingsblüten  
Fallen auf mein Gesicht.

Es glüht in blanker Schale  
Goldgründer Wein,  
Es perlt in seinen Fluten  
Leuchtendes Edelgestein.

Ruhend im weichen Grase  
Wende ich Blatt um Blatt,  
Und lese an alten Liedern  
Nimmer die Seele satt.

Hohe Gestalten steigen  
Aus blühenden Gräbern auf,  
Hohe Gedanken träumen  
Zu den Wolken hinauf.

Zuweilen nur sucht mein Auge  
Zwei Augen, wie Wein so klar,  
Und es gleiten leise die Finger  
Durch feines seidenes Haar.

Auf zarte schwellende Schultern  
Fließt es lässig und los, —  
Mein Liebchen ruht atmenden Auges  
Träumend in meinem Schooß.

Wie die Nachtigallenkehle  
Ihr zarter Vusen sich hebt,  
Wie die Welle, die im Frühlings-  
Kusse schauernd erbebt.





### Angioletta.

**S**u des Kellers dunkeln Hallen,  
 Matt erhellt vom Kerzenstrahle,  
 Träumte ich von alten Zeiten  
 Bei der duft'gen Rheinweinschaale.

Und es kam mir aus dem Weine  
 Gleich wie früher in Gesichtern,  
 Da ich sang: Nicht Verse reimend,  
 Wein ich will mein Leben dichten.

Aus den Fluten steigt wie damals  
 Jenes goldgelockte Köpfchen,  
 Und gleich ihrem klugen Auge  
 Schaut mich an jed Rheinweintröpfchen.

Denkt sie meiner noch in Liebe,  
 Weingott, kannst du mir's nicht sagen?  
 Sind verdorrt auch meine Triebe  
 In den grauen Wintertagen?

Waren beide leichten Sinnes  
 Schmollten beide um die Wette,  
 Doch ich kann sie nicht vergessen —  
 Meine liebe Angioletta.

Haben uns ja oft gestritten,  
 Öfter küßten sich die Munde,  
 Unter Küßsen, unter Schluchzen  
 Zog uns hin manch nächt'ge Stunde.

Haben süßen Wein getrunken  
 Alle beid' aus einer Schaale,  
 Beide haben wir gehungert  
 Oft bei mehr als kargem Mahle.

Doch noch immer hör ich singen  
Meine lustige Soubrette,  
Und ich kann dich nicht vergessen,  
Meine liebe Angiolette.

Wie ein Sonnenstrahl lichtglänzend  
Glittst du durch des Hauses Räume,  
Und dein süßes Lachen läutet  
Noch durch meine stillen Träume.

Daß wir eifersüchtig waren —  
Eifersüchtig! Gott der Liebe!  
Unsre liebestrunknen Herzen  
Stahlen nimmer fremde Diebe.

Nein, um unsre Herzen flocht sich  
Eine duft'ge Blütenkette . . .  
Könnst' ich je dich drum vergessen,  
Meine liebe Angiolette?

Weh, daß wir so scheiden mußten,  
Und wir liebten uns doch beide, —  
Schützen wir uns übermütig  
Nach der Trennung bitterm Leide?

In der Liebe Ozean treib' ich  
Nun auf morschzerspringnem Brette,  
Und ich denke dein mit Sehnsucht,  
Meine liebe Angiolette.

Daß ich vor den bösen Geistern  
Meine arme Seele rette,  
Denk ich dein mit Schmerzen und Thränen,  
Meine liebe Angiolette . . .

Lieg' ich einst in heißen Schmerzen  
Auf dem dumpfen Todesbette . . .  
Wer drückt mir die Augen zu,  
Meine liebe Angiolette?



## Erinnerung.

Über die Dächer hebt sich  
Mondes zaubrische Flut,  
Durch die Lüfte weht sich  
Sanfte Rosenglut.

Über die Firnen flimmernd  
Vom Dezemberschnee,  
Fließen die Tropfen schimmernd  
Aus lichtumkehnder Höh'.

Drüben über die Firne  
Strömt des Mondes Glanz,  
Windet um meine Stirne  
Seinen Strahlenkranz.

Meine Augen trinken  
Sein unendliches Licht,  
Seine Küsse sinken  
Trinken auf mein Gesicht.

Und von tiefem Sehnen  
Meine Seele schwillt  
Und von Thränen und Thränen  
Über mein Auge quillt.

Monde sind geschwunden  
Und es war wie heut:  
Winternächtige Stunden,  
Fern ein Glockengeläut.

Über die Dächer hob sich  
Mondes zaubrische Flut  
Durch die Lüfte wob sich  
Sanfte Rosenglut.

Trinken von süßem Gefühle  
Lag ich in müder Lust  
Auf jauchzender Pfühle  
Ruhend an deiner Brust.

Drüben über die Firne  
Strömt des Mondes Glanz,  
Flucht um deine Stirne  
Leuchtenden Strahlenkranz.

Rosige Lichter spielten  
Dir in den Augen klar,  
Blüthen wie zarte Rosen  
Dir im goldigen Haar.

Verse der Liebe sam ich,  
Liebchen, von dir besetzt,  
Träume und Märchen spann ich  
Dir am Busen geschmiegt.

Lässig in meinen Armen  
Lagst du auf seidnem Pfühl  
Träumend nur rührten die warmen  
Finger ein Lautenspiel.

Einde himmlische Töne  
Klangen im stillen Gemach,  
Zaubrisch melodischer Schöne  
Seufzten die Saiten nach.

Rosige Lichter flossen  
In den goldenen Ton,  
Neben dir hingegossen  
Träumt' ich den Himmel schon.

Monde sind geschwunden,  
Und es war mir wie heut — —  
Winternächtige Stunden,  
Fern ein Glockengeläut.

Liebe, unendliches Hassen,  
Sehnsucht stutet empor, —  
Läufche, könt aus den Gassen  
Dort nicht die Laute hervor?

Ist es nur eitles Wähnen,  
Daß es in Tönen dort schwillt, —  
Ach von Thränen und Thränen  
Über mein Auge quillt.



### Am Grab einer Schauspielerin.

Und es stöhnt der Wind, und der Regen fliegt und fegt  
an den Kreuzen und Steinen,  
Und aus der Erde, durchs nasse Gras, durch die Nesseln  
zittert ein Weinen.

Und durch die Nesseln, durchs nasse Gras, durch die Erde seh'  
ich es schimmern,  
Ein Leichenhemd, einen Rosenstrauß, eines Ringes goldiges  
flimmern.

Au dem Busen gedrückt eine schmale Hand, zwei Augen im  
Schlafe geschlossen,  
Und die Schultern, so zart wie der Blüten Schnee, von  
blonden Locken umflossen . . .

O du Tag, o du leuchtende Sommernacht, da ich goldene  
Stunden verträumte,  
Und küßend deinen blutroten Mund meine Jugendjahre  
verträumte.

Nur noch einmal hör' ich so fern, so weit, wo der Himmel  
voll Wolken und Regen,  
Ein wonnig Lachen dort hoch im Gewölk, so frohig und  
lustig verwegen . . .

In der bleichen Luft, in dem fahlen Licht hintreiben  
wirbelnde Blätter,  
Und die weißen Rosen wehen zerfezt im trüben Regenwetter . . .



## Rosenzeit.

I.

**R**osen, Rosen, nichts als Rosen  
In den Gärten, am Gehege,  
Grüßend flattern ihre losen  
Blüten über die sonnigen Wege, --  
Aus den Büschen, aus den Lauben  
Lauschen sie mit dunkeln Munde,  
Durch die sonnenweißen Lüfte  
Strömen ihre süße Düste --  
Glanz und Duft in goldner Runde!

Aus den Büschen, aus den Hecken,  
fließen weiße Rosen nieder,  
Leuchten rings aus den Verstecken,  
Aus dem Wein und dunklen Glieder,  
Rote Rosen träumen üppig  
Auf der Blätter seidnem Pfühle,  
Und die trunknen Windesfluten,  
Trunken von den Rosengluten,  
Küssen ihres Mundes Kühle.

In den süßen Rosentagen  
Tönt ringsum ein Singen und Klingen  
Fink und Drossel schmetternd schlagen  
Aus der Büsche grünen Schlingen;  
In den Kiefern gurr't die Taube,  
Drüber hin die Krähen schweifen  
Nah' den silberblauen Wolken;  
Auf den windbewegten Kolken  
Liegen zarte Sonnenreifen.

Wandeln seh ich unter Rosen,  
Schlanke Mädchen, holde Frauen,  
Schelmisch glänzen da die losen  
Braunen Augen und die blauen,  
Rings im Park, auf den Balkonen,  
Flattern ihre seidnen Locken  
Aus den Gärten hörst du's süngen,  
Rings Klavier und Saiten klingen,  
Und fern her die weichen Glocken.

In der Gärten düstren Wegen,  
Wandeln weiße Mädchenrosen,  
In den dunkeln Laubgehegen  
Fliegt der Ball aus weichen losen  
Händen durch die heißen Lüfte,  
Doch die schmachkend blaffen Frauen,  
Träumend süßes Liebesträumen,  
Ruh'n unter Lindenbäumen,  
Wo die Blüten niedertauen.

In den süßen Rosentagen —  
Ei, welch Lieben und welch Kosen!  
Der Frau Venus goldner Wagen,  
Rings umkränzt von Myrth' und Rosen,  
Jagt vorüber in den Lüften,  
Und aus weißen, milden Händen  
Rosen streut die güt'ge Liebe,  
Daß im Herzen diese Triebe  
Flammen auf zu Liebesbränden.

II.

**N**andernd an den Weingeländen  
Wo der Weg zum flusse offen,  
Bin auch ich aus weißen Händen  
Von dem Rosengruß getroffen,  
Lichte Blüten, grüne Blätter,  
Zahllos flossen sie hernieder,  
Weiß und dunkle Rosen fielen,  
Sah ich tanzen, sah ich spielen  
Pißglick um die müden Glieder.

Drüben durch die grünen Reben,  
Die sich um die Lauben ranken,  
Durch die Blätter geht ein Beben,  
Und die blühenden Zweige schranken:  
Leuchtend glänzt durch die Gebüsch  
Rosigrote zarte Seide,  
Eines Armes sanft durchglühete  
Schwellende frische Apfelblüte  
Hebt sich aus dem Spitzenkleide.

Leises Kichern in den Hecken — —  
Wart, ihr kecken losen Mädchen,  
Nuch in dufftigen Verstecken  
Spiunt die Liebe goldne Fädchen,  
Eine Lippe, die da lächelt  
Weiß noch sonniger zu küssen,  
Und ein Blick so funkenprühend,  
Nächtens flammt er liebesglühend  
Aus der Locken dunklen Grüßen.

Für die süße Blumenpende  
Sag, wie soll ich dir nur danken?  
Wem heut Nacht durch die Gelände  
Bläulich grün die eisigblanken  
Mondeslichter tropfend fließen, —  
Darf ich meines Liedes Rosen  
Wohl an deine Fenster stellen,  
Daß des Duftes leichte Wellen  
Dich in Schlaf und Traum umfosen?



III.

**S**üterm Wald auf goldnen Flügeln  
Still der lichte Tag entschwebte,  
In den weinumkränzten Hügeln  
Sich ein licht Gewölk verwebte ;  
Bläulich strahlender Wolkenaphir  
Strömte aus smaragdnen Schatten,  
Und die letzten Speere flogen  
Von dem sprüh'nden Sonnenbogen  
Auf der Erde durst'ge Matten.

Müd und still floß es herüber  
Aus der Berge dunkeln Gräften,  
Leise langsam zogs hinüber  
Uebern Strom in grauen Däften,  
Dunkle Schleier flocht es schweigend  
Um der Gärten Traumgehege,  
Und die düstern Schatten wallten,  
Schwere nächt'ge Nebel ballten  
Sich am laubversponnenen Wege.

Nacht ist's nun ; du siehst sie wallen,  
Düstern Haupt's ; mit stumm'm Munde,  
Durch der Erde dunkle Hall'n  
Schreitet sie in müder Stunde ;  
Ihre feuchten Locken fluten  
Niederwärts auf ihre Hüfte.  
Sterne blitzen ihr im Haare,  
Und des Mondes edle Klare ;  
Von ihr strömen süße Däfte.

Rosenzeit und Rosen tragen  
Rings die zauberüppigen Winde, —  
Aus den Lauben und den Hagen  
Strömt und quillt ein Duftgebilde, —  
O, mit selig süßer Weiche  
Schmeichelt es die lässigen Glieder,  
In der Däfte schwellenden Kissen  
Schmiegst du dich dahingerissen,  
Bettest deine Müde nieder,

Träumend ruhst du, schlummertrunken  
Eingewiegt von Windesfluten —  
Kühle, blühende Mondesfunken  
Träufeln von der Stirne Gluten,  
Ringsum rauschen die Fontainen  
Von den Wassern hörst du's klopfen  
Singen aus den hellen Strahlen,  
Wenn sie in die Marmorshalen  
Silberfliegend niedertropfen.

Hör' die Cithar rauschend klingen  
Und der flöte Traumesweise,  
Weiche Geigen sich verschlingen  
In die Töne, leise -- leise.  
Rings von dämmernden Balkonen  
Neigen sich die süßen Frauen,  
Weiße, lichte Schultern leuchten  
In der Rosennacht linsenfuchtem  
Dunklem Meer, dem schwärzlich blauen.

Weisse Schultern, glänzende Brüste,  
Schnee'ge Arme, strahlende Augen,  
Solch ein Mund, ach, wenn er küßte,  
Würde er dein Leben saugen.  
Hörst du's nicht von Küßsen rauschen  
In der Blüten Duftgeslechte, —  
Blick, o Venus, gnädig nieder,  
Dir, o Göttin, opfernd wieder,  
Weihn wir diese Rosennächte.

---

IV.

In den Rosen, in den Rosen  
Wandl' ich schwärmend, Verse spinnend  
In den Lauben und den Moosen  
Fließt das Mondlicht, sanft verrinnend  
Vor dem off'nen Fenster wandl' ich  
In der dunkeln Rosenlaube,  
Süß erklingen voller Schöne  
Meiner Mandolina Töne  
Auf zu dir, du Mädchentaube.

Weiches, süßes Tönen flutet  
Sanft um ihre junge Stirne,  
Sanft, wie dort das Mondlicht glutet  
Um des Bergs bekränzte Firne.  
Üppig volle Winde, schmiegt euch  
Weich an ihre Silberbrüste,  
Und ihr Blütendüfte schmeichelt  
Ihre matten Glieder, streichelt.  
Ihrer Locken seidne Lüfte.

Meiner Lieder Rosenwinden,  
Kränzt der Schulter ros'ge Bleiche,  
Auch soll als Brillanten finden  
Euch sie in des Haares Weiche.  
Meiner Verse blanke Ketten,  
Fesselt ihre stolzen Sinne, —  
Daß ich ihr unendlich Sehnen  
Ihrer Liebe Freudenthränen  
Noch in dieser Nacht gewinne.

In den Rosen, in den Rosen  
Ging ich schwärmend, liebestrunken  
In den Lauben, in den Moosen,  
Strömten helle Mondesfunken, —  
Da — um des Verträumten Nacken

Bog sich eines Armes Spange,  
Drängt es sich mit jungen Brüsten,  
Und zwei feuchte Lippen küßten  
Meine Lippen, lange, lange.

Um die Stirne floß und webte  
Einden Duftes herrliche Süße,  
Daß in Lust mein Leib erbehte  
Ob der holden Liebesgrüße.  
O ihr goldnen Strahlenaugen,  
O ihr frühlingsblühenden Glieder,  
In der goldnen Nacht der Rosen  
Lösten sich die lässig, losen,  
Und die Liebe stieg hernieder.

Ihres Kleides seidne Fülle  
Wallte auch um meine Hüften,  
Feucht bedeckt von nächtiger Hülle  
Ruheten wir in Rosendüften, —  
Küssend, Liebesworte stammelnd  
Träumten wir im Blütenhage, —  
O du süße Nacht der Rosen!  
Weidet uns, ihr Liebelosen,  
Soiche Nacht der Rosentage.



## Epilog.

**S**chöne und geliebte Dame,  
Meiner Seele stolze Fürstin, —  
Stets gepriesen sei dein Name! —  
Wundenkrank und blaß vom Gramme  
Biet ich dir den letzten Gruß.

Bei der Lampe fahlem Scheine  
In dem düstern Wirtshaus träum ich  
Einsam nun und ganz alleine  
Hinter schwerem Spanierweine,  
Trinke seinen heißen Dufte.

Ha, . . . wie strömt's da auf mich nieder,  
Schwinden nicht die dunkeln Bogen?  
Jasminduft, . . . weiß blüht der Klieder,  
Sommernacht umfängt mich wieder,  
Silbern bligt die feuchte Luft . . .

Mondlicht, Blütenduft . . . und drüben  
Schlag der Nachtigall im Laubwerk . . .  
Sanfte Citherklänge hüben,  
Und aus meiner Seele trüben  
Kammern wichen Leid und Angst . . .

Ei, was war mir Aller Hassen,  
Dachte nur an deine Schönheit;  
Als du hinschrittst durch die Gassen,  
Damals stand ich ganz verlassen  
An der Kirche dunklem Thor.

Stand und sah dich; wie durchslossen  
Plötzlich Licht und Glut mein Dasein!  
Somen mir im Herzen sprossen,  
Welten sah ich aufgeschlossen,  
Und mein Blut ward junger Wein.

Wie die Nacht dem goldnen Tage,  
Liebestrunken folg ich zitternd  
Dir seitdem, daß ich dir sage,  
Was ich leide und ertrage,  
Daß mein Ich in dir erstarb.

Nun, da nächt'ge Zauber fluten  
Durch die Lüfte, auf den Erdball,  
Heißer alle Sinne bluten,  
Heißer aller Herzen gluten,  
Wandle ich vor deiner Thür.

Rötlich glänzt der süße Flimmer,  
Lichts in deinem hohen Saale,  
O Madonna, soll ich nimmer  
Deines Kleides seidnen Schimmer  
Heut am Fenster noch erspahn?

Einmal nur auf dem Balkone  
Zeige dich, mein Seelentraumbild;  
Wie die Mutter mit dem Sohne  
Hoch auf güldnem Himmelsthronen,  
Zwingst du mich im Staub zu knien.

Sommernächte, trankne Stunden,  
Da ich so vor ihrem Fenster,  
Blutend aus noch jungen Wunden,  
Was ich sehnsuchtsheiß empfunden,  
Sang, ein neuer Troubadour;

Da ich spähend alle Wege  
Niedersah, ob nicht ein Bursche  
Surrend kam mir in's Gehege, —  
Hei, wie hätten meine Schläge  
Liebesleid ihn rasch gelehrt; —

Da mit Veilchen und mit Rosen  
Ich des Nachts ihr Fenster kränzte,  
Und mit kecken Studiosen  
Ständchen brachte und in losen  
Reimen meine Liebe sang:

Bis ihr Fenster leise flirte —  
Leise, leise . . . aufgeschlossen,  
Eine dunkle Rose schwirte . . .  
Trug war's nicht, der mich verwirrte! . . .  
Grade mir zu Füßen fiel . . .

Herrin, taufe herrliche Tage  
Diente ich in deiner Liebe,  
Nun wie eine schöne Sage,  
Reich an Jubel, reich an Klage,  
Tönt Erinnerung in mein Ohr.

Weisse Stirn und blanke Brüste, —  
Flammenaugen — Feuerlocken, —  
Rote Lippen, viel geküßte, —  
Zeit der Wunden, Zeit der Küste, —  
Dein gedenk ich, Jugendtraum!

Liebestraum! — du Rosengarten —  
Sternenlicht — weinvolle Schale —  
Kranz der Höll- und Himmelsfahrten — —  
Unter deinen Goldstandarten  
Zogen mir drei Jahre hin.

Hab' von weichem Arm umschlungen  
Dich gekostet bis zum Grunde . . .  
Hab' gejauchzt und hab' gesungen,  
Hab' gelitten und gerungen  
Als ein treuer Troubadour.

Müde, stumm und ganz verlassen  
Lieg' ich nun bei fahlem Lichte, . . .  
Draußen tönt es durch die nassen  
Regenüberströmten Gassen  
Wie ein fernes Liebeslied.

Hast mein Herze schönöd verraten,  
Trinkst die Lieb' aus andrem Kelche, — —  
Hagelwetter meiner Saaten,  
Ich verachte deine Thaten,  
Neuer Leuz glüht mir im Blut.

Greife nach dem Helm, dem blanken,  
Nach dem Schwert und hartem Schilde, —  
Auf dem Schlachtfeld der Gedanken  
Reit' ich trotzig in die Schranken,  
Todesdürstig — liebesstark :

Menschheit, du unwandelbare  
Schönste, ewigjunge Blüte,  
Dunkles Rätsel — einzigwahre  
Gottheit du! — welch' wunderklare  
Liebe füllt für dich mein Herz.

Mag der Brust mein Blut entwallen,  
Laß für dich mich jubelnd sterben,  
Ja, für deine Götterhallen  
Will ich kämpfen, will ich fallen  
Allgeliebt-Allliebende!

Doch im letzten Todesbeben,  
Wenn sich neigt die blasse Stirne,  
Wird mich noch ein Duft von Reben  
Und von Rosen lind umweben,  
Meiner Jugend Liebestraum!





## Der Ahasver der Liebe.

Hier werf' ich hin der Tage müden Rest,  
Werf' ab des Lebens Fluch, verflucht von dir,  
Wo du aus dunkler Rosen Purpurflut  
Und aus des Laubwerks weichen grünen Wogen  
Die Marmorglieder hebst, den hüllenlosen  
Und schneeigen Leib, du schaumgeborne Venus.  
Hier schüttl' ich ab die Banner, mein Gewaffen  
Ableg' ich dir zu Füßen, Schild und Speer,  
Blutrothig und zerfehzt im erznen Sturm,  
Den ich in deinem Dienst zu lang erlitt.  
Zu Füßen dir bett' ich den morschen Leib, —  
Schon meine Kindheit träumte dir zu Füßen,  
Und aus dem Rosenhag los wand sie sich  
Der Blumen dunkle Glut, schlang lustverloren  
Sie in des Hauptes sanftes Haargelock.  
Hier saß ich oft, — mit feuchtem Veilchenduft  
Und rosenatmenden Schleiern, lippenüppig  
Schritt vom Gebirg die frühlingtsnacht hernieder  
Traumstill und lind, auf weichen Blumensohlen.  
Blauschwarze Schatten rings, — der Himmel sproß  
Von tausend Sternenblüten, schimmernden Wellen  
Von grünem Mondlicht flossen im Gewölk  
Und tropften silberglänzend erdenwärts —  
Und jed' Gebüsch, jed' Blatt und Zweig am Baum  
Durchstrahlt und klar, schien selber neuen Glanz  
Und duftighelle Lichter auszuströmen,  
Leuchtende Nacht lag rings auf Wald und Flur.  
Zu deinen Füßen, Venus, wollustschauernd  
Eustrunken träumt' ich in den Rosenlauben,  
Vom Wind geküßt und von der Blumen Duft,  
Und preßte meiner Stirn schwerheiße Glut  
An deines Fußes marmorblanke Kühle  
Und wirre Töne klangen in meinem Sinn  
Und tönnten gleich zerriss'nen Harfensaiten,

Indeß ich durst'gen Blicks und fragenden Mundes  
An deinen Lippen hing: „Wer bist du Rätsel?“  
So schrie ich auf, „geheimnisvolles Du, —  
Was ist's, das mich mit tausend wilden Fängen  
Zu dir herüberzieht, zehntausend heiße Strahlen  
In meine Sinne bohrt und mich, den Trost'gen,  
Hartwiderstrebenden, zu deinen Füßen,  
An deine Brüste reißt; qualvolles Rätsel,  
Ich liege hier mit wundenfranker Seele,  
Und brünstig schlag ich meiner Arme Ketten  
Um deinen Leib, was bist du, was dein Sein,  
Mit welcher Zaubermacht hältst, Venus du,  
In welchem Bann hältst, Liebe du die Menschheit?“

Und wie ich lag, an deinem Fuß geklammert  
Und wie ich stöhnte, regtest du nicht da  
Den schneeig schwellenden Arm und schlingst empor  
Den sanften Blick und öffnest des Mundes  
Verschloss'ne Lilien? war's nicht linder Klang,  
Mit dem du sprachst: „O suche, suche du,  
Such du das Reich, wo lichter die Göttin wohnt,  
Such du die Liebe; — mich schuf Menschenhand,  
Ein trunkner Geist, der nicht den Schleier hob  
Vom Bild der Hohen, schuf aus silbernem Stein  
Dies matte Abbild, das ich vor dir steh.  
Ich bin ein Nichts, doch meine Göttin such!  
Such nicht im Himmel sie, such sie im Menschen,  
Und sahst du einen Blitz des blauen Auges  
Mit goldnem Scheine fallen, hieltst du sie  
In brünst'gen Armen, ewige Glut  
Und ewiges Leben strömt in deinen Gliedern,  
Der Frühling krönt mit süßer Jugend dich,  
Und du bist Gott . . .“  
Still war die Nacht, des Frühlings erste Nacht,  
Da brannte mir die Stirn, die Pulse jagten,  
Noch einmal lebt' ich die Jahrtausende  
In einem langen Traum,  
Hin ging ich weltwärts, weit, weit wandelte  
Mein Fuß, ich ging und wandelte und ging und ging.

Ich kostete genug, ich küßte tausend Mal,  
Stand brennenden Herzens und mit schwärmendem Auge  
In schwül asiatischer Nacht, indeß Sternfeuer  
In blauen Wolken flammten, schwere Düste

Aus Rosenbüschen und Syringengärten  
Herüberzogen und vom Palmengarten  
Das harte Rasseln rauschender Tambourins  
Und Schellenklang an meine Ohren schlug.  
Auf blühendem Seidenpfähle ruht ich müd  
Im weiten Saale, indeß aus goldnen Schalen  
Ringsum ein düsterrotes Feuer quoll,  
Tiefatmend duftiger Weihrauch und gespenstisch  
An Wand und Vorhang zitternde Schatten malte.  
Und an Nischa's, der schneebrüstigen Sklavin,  
An ihrem Busen ruht' ich, meine Träume  
Barg ihrer Augen Nacht, auf feuchten Lippen  
Fand ich die Blume zaubersüßen Kusses.  
Und da sie wie im Schmerz mich fester drückte,  
Und schmerzvoll lächelte: „Ich liebe dich,“  
Da zog's wie Leuzichein und wie Maienlicht  
In meine Seele, jubelnd klang's und rief's:  
„Du bist's, die unbekamte, allgesuchte,  
Die große Herrin, du, du bist es, Göttin,  
Du bist die Liebe“ — und mit jauchzender Lust  
Wollt' ich sie küssen und sie ewig halten  
In starken Armen, — doch ich küßte nicht,  
Ich fand nicht ihren Mund,  
Wie dunkle Wolken flog es zwischen uns,  
Dumpf ward's in mir, — schmerzwühlendes Leid  
Serriß mein Herz und spaltete mein Denken,  
Und Ekel, füllte meine Seele  
Und schauernd wandt ich mich von solchem Kusse.

Und weiter seht' ich meinen wunden Fuß  
Und suchte, suchte nach der urgeborenen,  
Der Göttin Liebe, suchte mit heißen Sinnen —  
Ich such' und fand sie nicht; Judäas Tochter,  
Sanft löst' ich ihr Gelock in matter Nacht,  
Und ihre Küsse fielen wie Maienblüten  
Auf meine Lippen, — doch ich fand nicht Liebe  
Nicht Liebe, als Egyptens dunkle Tochter  
Aus ihrer Augen schwarzen Wolkenschatten  
Die gold'nen Pfeile und Blitze warf, — nicht Liebe,  
Als ich im Prunkgemach der Perserfürstin  
Verwirrt und trunken lag, und holde Slavinnen  
Nach Liebe girrend üppige Tänze schlangen,  
Weinduft und Saitenklang den Geist verwirrte.

Und meines Suchens wilde Qual ermessend,  
 Entschließ ich träumend einst, — nah lag das Schloß  
 Des Persefürsten, stumm und still war's rings,  
 Verchlafen Alles, — als zur zwölften Stunde  
 Vom Haus herüber goldener Feierklang  
 Auf feuchten Lüften jauchzend herüberzog, —  
 Und lüde, leuchtende Lüfte tönten  
 Von hohem Sang und süße Zauberworte  
 Klangvoll und weich in allen Winden rauschten:  
 „Du, Aphrodite, meergeborne Göttin,  
 Trugspinnende Tochter Zeus', Hochthronende,  
 Laß du dies Herz in süßen Liebesnöthen  
 Verschmachten nicht,“ so klang's und sang's herüber  
 Und vor dem Hause stand in weißen Linen  
 Ein Griechemädchen, goß aus blanker Schaale,  
 Zur Erde fruchtbarn Wein. — Ich fuhr vom Traum  
 Empor — und durch das sonnigweite Meer  
 Fuhr ich mit Griechenknaben, daß ich dich,  
 O Göttin, finde im Athenerlande . . .  
 Ich ging und suchte, — die Athenermädchen,  
 Schönhäufig, groß geangt, leuzblühenden Leibes  
 Umkränzten mich mit frischen Veilchenkränzen,  
 In ihrer Schönheit blanker Marmorküßle,  
 Verkauft' ich mich und tauschte wonnige Verse  
 Und Lieder aus . . . da stöhnte ich nach Liebe,  
 Nach allumfassender, größer, einer Liebe,  
 Die ihren Feuerstrom anschütten sollte  
 Auf meinen Sinn, sie wandten ab die Augen,  
 Verstanden nicht mein Wort, die Marmornen:  
 Sie boten mir den Leib und ihrer Lieder Glanz,  
 Doch Liebe nicht . . . ich ging und wandelte und ging  
 und ging.

Da fand ich dich auf stillverborgner Insel,  
 Als von dem sturmzerbrochnen Ozean  
 Mein Schiff auf felsige Klippen fiel und barst.  
 Den Ganzerstarrten weckte eine Thräne  
 Von seinem Tod und da den Blick ich aufschlug,  
 Da sah ich über mir ein Kinderhaupt,  
 Verstörte Blicke, einen weinenden Mund,  
 Ein angstvoll starrend, thränenmasses Auge  
 Aus goldighellen Locken tief erglänzen . . .  
 O süßer Buid, da wir in Einsamkeit  
 Dann Sommers Duft, des Winters eijige Starre

Im wein- und waldumspönnenen Märchenhäuschen,  
Dort, wo der blanke Bach aus Felsen schoß,  
Im süßen Eheglück verträumt, da wir  
Eng Brust an Brust gedrängt und Eipp' an Eippe  
Mit träumendem Aug und lachensfrohem Munde  
Zu gleichen Hälften Leid und Freude teilten,  
So eins uns fühlten, Leib und Seele eins,  
Wie diese Welten, die dein Aug' erspürt,  
Millionen sind und doch nur eine Welt.  
So schliefen wir ein kurzes süßes Jahr  
Und träumten beid' von einem dritten Glücke,  
Das bald mit jungem Aug' und hellem Lachen  
Durch unsrer Stube dämmerungsfrohe Schatten  
Still walten, weben sollte . . . armes Glück,  
Du stummes Glück, wohl hielt ich dich im Arm,  
Doch lag der Tod auf Wange und auf Stirn  
In schneewigen Blumen, auch in ihre Locken  
Klocht er hinein die engverschwißternde Myrthe.  
Und als ich tränenlos, erstarrten Mundes  
Die Lilien pflanzte auf dem Doppelgrab,  
Das beide deckte . . . weiß ich, wie ich's trug?  
Auf jagte mich des Suchens tiefe Sehnsucht,  
Zu finden dich, du todttes Weib,  
Mit dir die Liebe, jene ewige Liebe,  
Die nicht des Todes dunkle Hand zerreißt,  
So fest verknüpft, wie's mich mit dir verband,  
Doch in Unvergänglichkeit schon war und sein wird,  
Wo Seele sich und Leib in Eins verschließen,  
Und nie sich trennen.  
Nach Liebe suchte ich, nach jener Göttin,  
Die nichts als Liebe weiß, nach jenem Reich,  
Wo alles schweigt und nur die Liebe herrscht.

Und von der Zeiten Baum stob Blatt um Blatt,  
Die Jahre sanken weß, die Blüten fielen —  
Und müde ritt ich einst durch öde Gegend  
In schwerer Nacht, die Nacht war schwül und schwarz,  
Die Wolken hingen tief, als küßten sie  
Den Erdengrund, aus dem ein dumpfer Nebel  
Mit giftigem Munde kroch, ich weiß nicht, was mich trieb,  
Doch war's ein seltsam Ding, es zog und zog  
All meine Sinne, bohrte tiefe Stacheln  
In meine Stirn, und wob geheimnisvoll  
Um all mein Denken sich. Durch steinige Klüfte

Durch düsterrauschende Felsenwasser ritt ich,  
 Durch Dornenhecken, denn es lockte mich  
 Und bangeschweigend folgt' ich meinem Drange.  
 Zween kamen mir entgegen, um das Aulflüß  
 Der Mäntel Schutz geschlagen, stumm und schweigend, —  
 Zween Männer, und ich zügelte das Roß  
 Und hielt das Roß vor meinen stummen Boten:  
 „Wohin führt dieser Weg mich, sagt's, seid ihr  
 Bekant in dieser Gegend?“ — „Golgatha“,  
 „Nach Golgatha,“ sprach's mir zur Antwort, —  
 „Nach Golgatha,“ und solch ein bittres Weh  
 Schrie aus dem Wort, daß, brach die Welt zusammen,  
 Kein wildres Weh die sterbende Menschheit wüßte.  
 Und düster wandte sich mein Bote ab,  
 Weil heiße Thränen seinem Aug' entbrachen  
 Und seiner Antwort düstres Rätsel schlangen.  
 Nach Golgatha! ich ritt den felsigen Weg  
 Durch dunkle Nacht, ein irrender Stern nur brach  
 Aus grauer Wolken-schicht und wies den Weg.  
 Ein Hügel war's und in die gährende Nacht  
 Hob sich ein Kreuz, aus rohem Holz gefügt,  
 Von dem ein gelber Glanz herüberströmte.  
 Ein blasser Leib — ich wankte, taumelte,  
 Vom Roß stieg ich, — ein leises, müdes Stöhnen  
 Klang von der Höh und sanft hob sich der Leib,  
 Und leise, leise tönte es hernieder:  
 „Vergieh, sie wissen nicht, ach! was sie thun.“  
 Da faßt' es mich mit stürmender Gewalt,  
 Und nieder stürzt' ich an des Kreuzes Fuß,  
 Die Arme reckte betend ich empor.  
 „O Klarheit du, du unbekanntes Du,  
 Der du dein elend Leben elend endest  
 An diesem Kreuz, du stehst am düstern Rand  
 Des ewigen Nichts — dein letztes Wort ist Liebe,  
 O sag, — dein Geist ist hell, wie nimmer sonst,  
 Zwei Welten sind's, die deines Geistes Arme  
 Umklammern, — sag', o sag', du mußt es wissen,  
 In deine Seele fällt ein Strahl der Wahrheit:  
 Zerreiß die Wolken, die den Himmel decken,  
 Und mach zu Göttern uns, zerreiß das Rätsel,  
 Sag, was die Liebe ist!“ Ich lauschte, lauschte,  
 Und immer banger horchte meine Seele,  
 Und immer banger lauschte ich empor,  
 Doch nur ein Schauer lief am blassen Leibe

Des Sterbenden, ein heißes Stöhnen rang sich  
Aus wogender Brust: „Sag, war es Liebe, Liebe,  
Die große, weltumfassende, einzige Liebe,  
Warum du stirbst?“ Ich weiß nicht, war's sein Mund,  
War es der Wind im rauschenden Geäste,  
Es klang wie Ja, und wilder fuhr ich auf  
Und warf empor den Leib: „So sahst du sie,  
Die Göttin, weißt, was Liebe ist?“  
Da sank der Stern, ein Wolkenwetter brach  
Mit dumpfem Krachen über uns zusammen,  
Wie Feuer loderte die Luft, die Luft zerriß,  
Und durch die Lüfte schrie ein lautes Nein,  
Ein qualenvolles, und er neigte sein Haupt:  
„Die Liebe suchend, warf ich hin mein Leben, —  
Umsonst, umsonst, die Liebe ist der Gottheit,  
Hier giebt's nicht Liebe,“ — und er neigte sein Haupt,  
„Es ist vollbracht.“

„Nicht Liebe giebt's!“ Entsetzen packte mich,  
Entsetzen riß die Seele auseinander  
Und schreiend fuhr ich auf:  
„Nicht Liebe, wenn im Bann des Frühlingzaubers  
Der Buhle von der Buhlin jungen Lippen  
Des ersten Kusses süß Geheimnis raubt,  
Nicht Liebe, wenn sie wief und süntrunken,  
Betäubt die wollustfeuchten Glieder kraftlos  
Und sehrend in der Brautnacht Stunde beugt,  
Nicht Liebe war's, da du mit mir vereint  
Aus einem Kelch des Glückes Sonnen trankst? . . .  
Nicht einer löste je das dunkle Rätsel,  
Und suchend nur geht hier und da ein müder,  
Ein hoher Geist und sucht und sucht die Liebe,  
Bis ihm die Glieder dorren, das Aug' erblindet,  
Bis ihm der Tod in Mark und Gliedern wütht,  
Des Blutes heißen Strom zu Eis erstarrt,  
Bis daß er's sterbend fühlt: „Ich finde nichts,“  
Bis daß er's weiß: „Ich such und such vergebens.“

Es ist nicht Liebe . . . nur die ewige Gottheit  
Kennt ihr Geheimnis und nicht eher löst  
Das Rätsel sich, als bis in lichten Schleiern  
Der Leib zerfließt im All, bis Alles Eins,  
Bis Welt und Gott in einem Strom zergangen.

O Venus, Venus!  
Du fügest dir abwerf ich Schild und Speer,  
Und dieser langen Tage müden Rest,  
Verflucht von dir, mit deinem Fluch behaftet,  
Von unstillbarer Gier das Herz zerrissen . . .  
Vergebens lebte ich . . . so nimm denn hin  
Des Lebens letzten Trank, ich fühl's, ich fühl's,  
Es webt der Tod um meine klopfende Stirn,  
In meinem Herzen fühl' ich's stückweis brechen.  
Ich bin's zufrieden . . . doch du, süße Welt,  
Du nimm mich auf im Frieden deines Alls,  
Laß mich vergeh'n in deiner holden Klarheit:  
Vergebens lebte ich! . . .  
Doch laß mich sterben, sterben nicht vergebens!





### Die Rose fiel von meinem Haupt . . .

**D**ie Rose fiel von meinem Haupt, und alles ist nun ab-  
gethan,

Zu Sternen ziehst dich nicht empor der Frauenliebe irrer Wahn.

Ausgoß ich meines Herzens Wein und Feuerlut in den Pokal  
Der Frauengunst; der Becher sprang gleichwie zerschellt vom  
Wetterstrahl,

Glutaug' hinab! Dein Ruhm fällt hin welsch wie das todes-  
blasse Laub,

Der Himmel, den du mir versprachst, verweht zu Wolken-  
dunst und Staub.

Welt, weich zurück! Mein Herz umfaßt als du weit andren  
Sonnenraum,

Trägt wol ein König niedren Sinns der Sklavin ihres  
Kleides Saum?

Ich lag in Thränen um ein Weib in schwerer dumpfer  
Mitternacht,

Da sah ich's wallen wie ein Meer, und hörte brausen Wogen-  
macht.

Es goß um meine Stirn sich mild ein maienblauer Mondenschein,  
Es drang mit heißem Todesschmerz ein Schwert in meine  
Brust hinein,

Nun streif ich ab von diesem Leib das schmutzzerfressene Gewand.  
Glutaug' hinab! Welt weich zurück! In Gottesglut bin ich  
entbraunt.

Empor, empor durch dunklen Graus! In meine Augen  
flutet Licht,

Ich sehe schimmern Sonnenpfad — ich schaue Gottes Angesicht.



### Auf dunklen Geistesflügeln . . .

**A**uf dunklen Geistesflügeln schwebte ich über der Welt,  
Und Blitze lohten um mein Haupt, weit lag die  
Nacht erhellt.

Und fließen sah ich den düstren Born, dem alles Irdische  
entbricht,  
Aufstieg von Blut ein warmer Dunst, und Thränen neigten  
mein Gesicht.

Ich sah ein weites Totenfeld, ein trümmerübersätes Land,  
Das Elend schritt einher im grauen pestdunsthauchenden  
Leichengewand.

Und flammen und Feuer sah ich lohn und ringsum zehren  
eure Lust,  
Ich sah die Sünde trunken liegen an eurer wollustatmenden  
Brust.

Wie Höllehand anfaßt' es mich, zornvoll schrie ich zu  
Gott empor:  
Was führt uns aus der dunklen Nacht? Du zeig' das licht-  
umslogne Thor.

Was bleibt uns tren, wo alles hier verweht im wallenden  
Sündenrauch,  
Was ist's, das unsere Herzen küßt, gleich lindem Gottes-  
frühlingshauch?

Und leise zog's in meine Brust gleich jungem Maienmorgenschein  
Und eine Thrän' entfiel dem Aug' und leise klang's: Die  
Sehnsucht allein!



### Zu Gott.

**W**ie über sturmgejagten  
Nachtwirren Wassern  
Einsam der Mond wandelt  
Durch Wolken verdeckt,  
So über den Welten  
Schreitet Gott dahin.

Unser Auge schaut dich nicht,  
Dem blind von den Lüften  
Des staubgeborenen  
Sündigen Leibes  
Hängt es am Boden.  
Ueber uns wallt dicht wie Bergnebel  
Nur Dampf und Rauch,  
Aufqualmend vom Blut,  
Das die Sünde vergossen,  
Wallt zwischen dir und uns,  
Daß höhnische Lippen murren:  
Es ist kein Gott!

Dem alle Liebe, die du erschaußt  
Unter den Menschenkindern  
Ist Gemeinheit, Ekel  
Des Weibes, des Mannes Blut,  
Verlöschend im Schlamm der Lüfte,  
Und keine Freude ist,  
Die nicht in Thränen geboren, in Thränen stirbt

Ich aber erkannte dich  
In dunkler Thränemacht,  
Da Sehnsucht in mir schwoll,  
Und mild wie ein Thantropfen  
In dürres Laub  
Fiel in mein Herz dein Erkennen.

Ich bin entbraunt in Liebe zu dir,  
Ich lodre wie die Sonne,  
Ich glühe wie ein Schwert  
In tausenden Feuern.

Empor, empor durch den Dampf,  
Der Lüfte finstern Graus!  
Flügel! Flügel!

Der du dein schönes heiliges Anflitz  
Verbirgt uns schmerzbeladenen,  
Mühesalleidenden  
Unseligen Menschen,  
Willst du in Qualen uns lassen?  
Ewig verschließen für uns dein Herz,  
Nur allein trinken  
Vom Borne deiner Liebe?  
Wie eine kalte schöne Geliebte  
Dich an dir selber berauschen?

Aber ich will dringen zu dir  
Über die Welten hinaus,  
Und an den morgigen Thoren,  
Wo der Leib zerfällt  
In mürben Staub,  
Soll meine Seele, umflutet  
Von strahlenden Ätherfeuern,  
Mit dir ringen, Hüfte an Hüfte,  
Auge in Auge glutend,  
Nicht lassen von dir,  
Bis du mich gesegnet.

Daß ich niedersteige  
Ein besserer Prometheus,  
In beiden Händen  
Schwertragend eine feuerglühnde  
Dampfende Opferschaale,  
Gefüllt mit den krystallreinen  
Leuchtenden Wellen deiner Liebe.

Daß ich sie ausgieße  
Über die dürstende Erde,  
Über die armen und elenden  
Leiderfüllten Menschen,

Daß aufgehe aus dem feurigen Samen  
Der Gottesliebe  
Goldstrahlend, sonnennimglutet  
Der Baum ewiger Freude.

Niederzwingen will ich dich, Gott,  
Kämpfen um deine Liebe,  
Oder in mein Hirn  
Falle mit fressendem Roste  
Der Wahnsinn,  
Wie ein Blitzstrahl ausbrennend,  
Feuer gegen Feuer,  
Die Glut der Gedanken.



### Auf der Fahrt nach Berlin.

Von Westen kam ich, schwerer Haideduft  
Umfloß mich noch, vor meinen Augen hoben  
Sich weiße Birken in die klare Luft,  
Von lauten Schwärmen Krähenvolks umstoben,  
Weit weit die Haide, Hügel gelben Sand's  
Und hinfernüberwachs'ne Wasserkolke,  
Fern zieht ein Schäfer durch des Sonnenbrand's  
Braunglühendes Land verträumt mit seinem Volke.

Von Westen kam ich und mein Geist umspann  
Weichmütig rasch entschwindne Jugendtage,  
War's eine Thräne, die vom Aug' mir rann,  
Klang's von dem Mund wie sehnsuchtsbange Klage? ..  
Von Westen kam ich und mein Geist entfloß  
Voran und weit in dunkle Zukunftsstunden . .  
Wol hub er mächtig sich, sein Flug war hoch,  
Und Schlachten sah er, Drang und blut'ge Wunden.

Vorbei die Spiele! Durch den Nebelschwall  
Des graunden Septembermorgens jagen  
Des Juges Räder, und vom dumpfen Schall  
Stöhnt und dröhnt und saust's im engen Eisenwagen . .  
Herzaußte Wolken, winddurchwühlter Wald  
Und braune Felsen schießen wir vorüber,  
Dort graut die Havel, und das Wasser schwallt,  
Die Brücke, hei! dumpf braust der Zug hinüber.

Die Fenster auf! Dort drüben liegt Berlin!  
Dampf wallt empor und Qualm, in schwarzen Schleiern  
hängt tief und steif die Wolke drüber hin,  
Die bleiche Luft drückt schwer und liegt wie bleiern . . .  
Ein flammenheerd darunter — ein Vulkan,

Von Millionen Feuerbränden lodernd, . . .  
Ein Paradies, ein süßes Kanaan, —  
Ein Hölleereich und Schatten bleichvermodernd.

Hin donnernd rollt der Zug, es saust die Luft!  
Ein Anderer rast dumpfprasselnd risch vorüber,  
Fabriken rauchgeschwärzt, weit durch den Wasserdust  
Glänzt flamm' um flammte, düster, trüb und trüber,  
Engbrüst'ge Häuser, Fenster schmal und klein,  
Bald braust es dumpf durch dunkle Brückenbogen,  
Bald blitzt es unter uns wie grauer Wesserschein,  
Und unter Rähnen wandeln müd die Wogen.

Vorbei, vorüber! und ein geller Pfiff!  
Weiß fliegt der Dampf, . . . ein Knirschen an den Schienen!  
Die Bremse stöhnt laut unter starkem Griff . . .  
Langsamer nun! Es glänzt in allen Nienen!  
Glashallen über uns und lautes Menschenwirren, . . .  
Halt! Und „Berlin!“ hinaus aus engem Wagen!  
„Berlin!“ „Berlin!“ Nun hoch die junge Stirn,  
Ins wilde Leben laß dich mächtig fragen!

Berlin! Berlin! die Menge drängt und wallt,  
Wirst du versinken hier in dunklen Massen? . . .  
Und über dich hinschreitend stumm und kalt,  
Wird Niemand deine schwache Hand erfassen?  
Du suchst . . . du suchst die Welt in dieser Flut,  
Suchst glühnde Rosen, grüne Lorbeerkrone, . . .  
Schau dort hinaus! . . . Die Luft durchquillt's wie Blut.  
Es bremit die Schlacht, und Niemand wird dich schonen.

Schau dort hinaus! — Es flammt die Luft und glüht  
Horch, Geigenton zu Tanz und üpp'gem Reigen!  
Schau dort hinaus, der fahle Nebel sprüht,  
Aus dem Gerippe nackt herniedersteigen —  
Zusammen liegt hier Tod und Lebenslust,  
Und Licht und Nebel in den langen Gassen —  
Nun zeuch hinab, so stolz und selbstbewußt,  
Welch eine Spur willst du in diesen Fluten lassen?

### In der Einsamkeit.

**F**ernab fällt wie fortwandelnder Stürme Saufen  
Hin verworrener Lärm der Riesenweltstadt,  
Und ins Ohr nur tönt mir selten  
Noch ein Ruf und müdes Kinderlallen.

Lockte der erste Maiensonntag  
Bunte jubelnde Menschenfluten  
Fort und weg zu goldigspiegelnden Wassern,  
In das weißlich schillernde Frühlingsgrün;  
Wallten alle, jauchzenden Herzens,  
Wie zum Gnadenbilde der Himmelsfürstin  
Singende Mönche mit seidnen Bannern wallen.

Doch mich warf die glänzende Flut zur Seite,  
Da in Schmerzen erschauerte meine Seele,  
Und ich wandte, Dunkel im Herzen,  
Wandte die Schritte, denn ein jedes  
Liebeatmende Frauenantlitz  
Mahlte mich an deine Schönheit,  
Deine trunkenen Küsse und die Lüge  
Deines Herzens.

Nimm mich auf, nimm mich auf,  
Einsamkeit in deinen Dom,  
Laß eintreten mich, Friedsuchenden,  
Und vor deinem Altar in Opferthalen  
Ausgießen mein Blut und meine Thränen.

An deinen Busen nimm mein Haupt!  
Über mir nur Sternflammen  
Und wehende Wolken . . .  
Hier verjunkt ich im weiten Raum,



Wandle wie ihr, leuchtende Himmelsseelen,  
Allein — allein in endlosen Weiten.  
Einsamkeit, wie bebte ich einst vor dir,  
Schrak vor dir, wie die erste Blüte  
Schrickt im Garten vor nachziehenden Winterfrösten.

Schauernd vor dir barg ich mein Haupt  
An der Frauen weißem Busen,  
Suchte dich zärtliche Liebe,  
Helles kühles Morgenwasser du,  
Daß ich in dir baden wollte  
Und gesunden zu ewiger Wunderfreude!  
Liebe! Rosige Briefchen ihr,  
Beschnuht mit Lügen und falschen Schwüren,  
Ins Feuer, ins Feuer!  
Vorüber wallen an mir Gestalten — —  
Hinunter, hinunter ihr Gleißenden,  
Nicht lockt ihr mich wieder:

Und auch du!  
Waffengenosse, mit dem ich stets zusammenstand,  
Unqualmt vom Rauch der Schlacht,  
Du, mein Schild, du, mein Streitbeil --  
Ein Mantel deckte uns, ein Becher labte uns —  
Wir beide, Zweige am selben Baum,  
Brüder wir, —  
Nach anderem schöneren Sterne  
Ausbreitest du die opfernden Hände,  
Und von mir fliehen deine Augen.

Allein, allein!

Feinde ringsum!  
Dicht wie wetterschwarze Wolken  
Drängen sie gegen mich heran.  
Hier im Busen, draußen im lärmenden Weltstrom,  
Umlagern mein Zelt wie Raubtiere.  
Tausend Pfeile sind gerichtet gegen mein Herz,  
Tausend Schwerter flammen wider mich;  
Wenn der Morgen mit blassem Munde mich küßt,  
Setzt sich fahle Not zu mir,  
Und wenn der Abendnebel fällt,  
Ruhet mein Haupt im Schoße des Leides,

Aus wirren Traume banger Erinnerung,  
Weckt mich der Schmerz zur Nachtzeit.

Nam wardst du zur Freundin mir, Einsamkeit,  
Zur hohen schönen Geliebten,  
Dir tönt mein Lied, atmend  
Die Schauer der Zukunft.

Deine Hand liegt auf meinem Herzen,  
Deine Küsse fallen auf mein Haupt,  
Meine Seele zittert in deinen Armen.

Du Gehärrerin großer Gedanken,  
Du Erzeugerin weltstürmender Thaten,  
Du gießt in unseren Busen den Schmerz,  
Der wegsegt wie Lenzsturm  
Herb, groß, rauhatmend  
Die welken Blätter von den Straßen,  
Den Staub des Alltags.  
Des Herzens Acker zerreißt du in wilde Furchen,  
Daß tausendfach munter hervorschießt  
Der gold'ne Weizen kühnen Wollens.

Du singst uns vor mit düst'rer Stimme  
Das uralte herbe Lied vom Menschenschicksal:  
In die Welt nackt gestoßen  
Einsam stehn wir auf öder Wacht,  
Jeder feind dem anderen,  
Allein Kämpfer, allein Sieger!  
Eigne Kraft nur ist unser Schwert,  
Allein nur fälltst du, und kein Lebendiger  
Tauscht je die goldige Fülle seines Tages  
Voll erhabenen Mitleids  
Mit den Schatten deiner Todesnacht.

Einsamkeit!

In deinem Schooße lag Homers ehrwürdiges Haupt,  
Und deine Hand ruhte auf Caesars Scheitel, —  
Glühenden Auges und brennenden Herzens  
In der Wüste suchte dich der Welterlöser,  
Und gescheucht vom rotsunkelnden Wein,  
Brach stammelnd vor dir ins Knie  
Der gewaltige brittische Herzenserschütterer.

Gieße du Feuer in meine Seele,  
Und Frost in mein Gehirn,

Bade mich im Drachenblute,  
Und unwerwundbar durch dich  
Hebe ich mich auf vom Lager  
Und trag' meine Waffen jauchzend  
Der Welt entgegen.

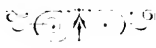
Eine ganze Welt in Waffen,  
Eine Welt in Waffen wider mich  
Wider mich allein.

Fliege empor mein Geist,  
Deine strahlenden Flügel hebe zum Himmel auf,  
Und einen Strahl der Sonne bringe mir nieder,  
Einen Stern nur von deinem Himmel  
Erflehe ich, dunkle Zukunft!

Fliege empor, mein Geist,  
Deine mächtigen Augen wirf in der Zukunft Nacht!

Wirbelt auf dunkler Staub,  
Drängen an tausend bittere Lanzen,  
Bohren sich tausend Pfeile in meine Brust,  
Und schmerzjitternd stürzt mein Leib  
Nieder auf blutigen Grund.

Nichts als Leiden gewinn ich,  
Nichts als jammervollen Tod,  
Und vielleicht noch einen Schimmer der Morgenröte,  
Noch ein einzig Lorbeerblatt.



### Nebeltag in Berlin.

**N**ie trunken schwankt der Fuß, schwer feucht die Brust  
Der Atem wie erstickt; in wirren Massen  
Wälzt sich branddunstig Winternebelduft  
Stumm durch Berlins weithingestreckte Gassen.  
Die Erde naß und aufgeweicht vom Thau,  
Weiß dampft der Rauch aus ihren Wasserkesseln,  
Und brennt die Haut mit tausend feinen Nesseln,  
Dazwischen stöhnt der Wind feucht, kalt und rauh.

Verlorn der Weg! In nasses Strauchwerk faßt  
Die Hand frostzitternd, schwere Tropfen fallen  
Hernieder aus der Höh' von Zweig und Ast,  
Um die sich welke braune Blätter ballen.  
Der Nebelthau durch alle Lüfte sprüht,  
So dick sein Dunst, daß wie in fernen Weiten  
Dahin die dunklen Menschenschatten gleiten,  
Hier — dort ein Licht nur gelb im Nebel glüht.

Blutfinst'rer Abendhimmel, wie vom nord'schen Licht  
Trüb überschwemmt, du Spiegler meiner Seele,  
Ich heb zu dir mein fahles Angesicht,  
Ein Stöhn'n ringt sich nur aus meiner Kehle.  
Dort drüben tost der dumpfe Ocean  
Der Riesenstadt in ewig düst'rem Brausen, —  
Ich weiß es nun, wie in der fluten Sausen  
Hinunter spült zerrissen Kahn um Kahn.

Was hoff ich noch? Der feuchte Nebel friert  
Durch mein Gebein, Frost schüttelt meine Glieder, . . .  
Und Hunger dumpf und wild! Der neue Tag gebiert  
Nur wild're Qual! Und bald wirft's doch mich nieder!

Du würgst an meinem Hals, du nackte Not,  
Ich fühl den Moderatem deines Mundes,  
Wie lang noch würgst du, und ich sterbe eines Hundes  
Elenden unbeweinten Straßentod.

Du meiner Seele Feuer — Nische nun!  
Licht meiner Jugend -- schwarz vom Rauch umflogen!  
Du Herz — ein Schlachtfeld, wo nur Tode ruhn,  
Ihr süßen Hoffnungen -- verweht, betrogen,  
Armjel'ge Knabenträume, die, wie Schaum  
Vom scharfen Wind zerfetzt, von dammen fliegen, —  
Zerriß'ne Fahnen, -- Kämpfe ohne Siegen, —  
Nichts ist das Leben als ein wüster Traum.

Ewig durch alle Zeiten gelst der Schlacht  
Wutheiserer Waffenschrei in blut'gen Lüften,  
Und ewig liegt des Elends dumpfe Nacht  
Erstickend auf der Erde Leichengrüften.  
Not, Gram und Todeschmerz, ihr seid allein  
Gemeinsam allen, eure Tempel schwimmen  
Allzeit vom dampfenden Blut, verströmt im grimmen  
Und zorn'gen Kampfe um ein düstres Sein.

Dein Glanz, o Schönheit, wird umschwelt vom Rauch,  
Erstickt von niedrer Luft; mit dumpfen Sinnen  
Tappt hin die Menschheit, und ihr Gott der Bauch!  
Licht, deine feurgoldnen Strahlen rinnen  
In Sümpfe nur! Du warme Gottesglut,  
Mitleidige Liebe, deine Ströme quillen  
Auf felsstein und in Dornen, nimmer schwillen  
Die dürrn Zweige von des Frühling's Blut.

Erkenntnis. Wahrheit! Einsam glüht das Licht  
Von euren Sternen her aus dunklen Weiten  
Trüb durch den Wolkenflor, schwarz, eng und dicht,  
Und keine Straße wird hinauf uns leiten.  
Warum? Wozu? Die Seele schreit es stumm,  
Wem uns des Lebens Ocean umwühlt, —  
Warum? Des Todes letzte Welle spült  
Hoch über uns hinweg. Wozu? Warum?

Was hoff ich noch? Was mir im Busen brennt,  
Und ich in tiefster Seele mächtig fühle,  
Die Sehnsuchtschmerzen, die kein Name nennt,

Nach, all mein Schrein verhallt in dem Gewühle.  
Was ich so heiß empfinde, wird zerfezt  
Von Geißelhieb des Spottes, kaltem Hohne, —  
Und zweifle nicht! Das Kreuz mir und die Krone  
Von blutgen Dornen wird auch dir zulezt.

Was hoff' ich noch? Aus trübem Nebel scheint  
Der Brücke fahles Licht . . . Der Wind weht nasser,  
Und an den Pfeilern leise singt und weint  
Mattblinkend dir dein schwarzes Todeswasser,  
Ein Dampfer schleppt — im Nebel gelbt sein Pfliff! —  
Der Kähne langen Zug hinab zu Thale, . . .  
fiel ich in seine Räder, ha! mit einem Male  
Jermahnte meines Leibes Boot ihr Griff.

Gehet gleichwie ein Wolf! Göm' ich den Sieg,  
Den lezten Sieg der Welt, daß sie den Fänger  
Selbst in den Hals mir treibt? Verlor'n hab' ich den Krieg,  
Soll'n über diesen Leib noch treten meine Dränger?  
Entrückt, gleichwie ein Tranerlied entschwillt,  
Den Wenigen, die um mein Schwinden weinen,  
Hin geh' ich spurlos, wie in felsgesteinen  
Und Büschen sich verkriecht ein sterbend Wild.

\* \* \*

Auf meine Schulter legt sich eine Hand,  
Ich spüre Feuerodem, seh' ein Leuchten  
Ringsum und goldnen Schein, — als wären entbrannt  
Die Wassernebel dort, die schmutzigen, feuchten.  
Und dennoch Niemand! Einsam und allein  
Lehn ich am Brückenrand, . . . wer bist du, Schatten,  
Der unächtbar du meine todtesmatten  
Und blassen Glieder stärkst mit neuem Wein?

In neuem Atem hebt sich meine Brust,  
Und junge Kraft fühl ich, die Not zu tragen,  
Geduld! Geduld! Es kommt der Tag der Lust,  
Verzweifle nicht! Dein Alles mußt du wagen!  
Geduld! Geduld! Es treibt der Menschheit Schiff  
Nach tausend Wettern doch zu jenem Hafen  
Der Seligen Inseln, wo die Stürme schlafen,  
Die Welle goldigleuchtend spielt am Riff;

Wo bunt das Laub von tausend Blüten scheint,  
Der Duft rings strömt von Myrten und von Sandeln,  
In sel'ger Liebe und im Glück vereint  
Auf grünem Beet die Menschen lächelnd wandeln,  
Zum Tempel ziehn im seidnen Gewand,  
Wo in den farbenbunten Marmorhallen  
Erhabner Dichter Worte jubelnd schallen  
Und Saitenspiel, bewegt von sanfter Hand.

Das Goldgewölk ist leuchtend aufgethan,  
Und Engel steigen auf und steigen nieder,  
Weit offen liegt zum Himmelsdom die Bahn,  
Kein Dunst und Nebelstör verhüllt sie wieder . . .  
Enthüllt die Räthel, und kein Frager schreit  
Mit hungerndem Blick und todesfahlen Wangen  
Um Antwort . . . alle Sehnsucht und Verlangen  
Ward Ruhe, Glück und stille Seligkeit.

Geduld! Geduld! Und rollte blutbedeckt  
Jahrtausend um Jahrtausend noch vorüber  
Von Waffenturm und Feuerrauch durchschreckt —  
Geduld! Geduld! Sie stürmen doch vorüber.  
Uns ward der Kampf, wir ziehn im Wüstenland  
Verdorrnden Mundes . . . doch von Bergesgipfeln  
Schaum wir in fernem Glanz, von Palmenwipfeln  
Grün überrauscht das weindurchströmte Land.

Das Herz durchleuchtet von der Somnenglut,  
Die Brust durchtränkt von herben Bergesdüften,  
Das Auge schwärmend, und mit hohem Mut  
So kommen wir hernieder aus den Lüften  
Und von den Höhen . . . mit Prophetenmund  
Und Scherzprache reden wir zum Volke, --  
Was ihm verhüllt durch die schwarzblut'ge Wolke  
Der Noth und dumpfen Qual, thun wir ihm kund.

Wohl hört kaum Einer unser Zauberwort,  
Dampf ist das arme Volk, fühlt nur den herben  
Trank dieser Wüste . . . wie ein groß Verderben  
Zerschmetternd reißt die Weggenossen fort . . .  
Betäubt mit tollen Säften seine Qual,  
Behängt das Haupt mit gift'gen Schierlingskränzen,  
Und rast dahin in weibisch üpp'gen Tänzen  
Um seinen Gott, den goldenen Baal.

Wol hebt sich gegen uns sein Jorn empor  
Wild wie ein Panther, Spott und höh'rvoll Lachen  
Geht laut aus seinem heißen Mund hervor,  
Wie zehrend Gift aus einer Schlange Rachen;  
Uns ward der Kampf, in unsern Busen fährt  
Nur Pfeil um Pfeil . . . zerschneidend unsere Knochen,  
Zerfetzt, zerrissen stürzen wir, durchstochen,  
Daß unser Haar den staub'gen Boden kehrt.

Blutzeugen einem kommenden Geschlecht  
Hingehn wir arm und bloß, — so laß dein Klagen!  
Flieh nicht die Schlacht! Pflicht ist es dir und Recht,  
Daß du die hellen Waffen stolz mußst tragen.  
Was thut's, ob du, von Wunden überjät,  
Dich sehnst nach Ruh und Schlaf . . . du sollst nicht träumen,  
Bis dich auf deines Schilds zerhaunnen Säumen  
Der Tod voll Mitleid selber niedermäht.

Uns wird nur Not und Kampf und Sterbensqual —  
Doch einst, doch einst, aus unsern Gräbern steigen  
Wir noch einmal empor zum Sonnenschein,  
Das Haupt umkränzt mit vollen Lorbeerzweigen.  
Ha! um die Stirn webt sich ein goldner Glanz,  
Licht ward der Blutschein der vernarbten Wunden,  
Der Not und der Verzweiflung herbe Stunden  
Umstürzen uns wie der Panzerringe Eisenkranz.

Euch Kommenden voran! fliegt unser Geist,  
Ein Feuer in der Nacht, der euch die Pfade  
Zum grünen Wunderland der Seligen weist,  
Zum blühenden Land der Liebe und der Gnade;  
Weit öffnen wir für euch das goldne Thor  
Der Himmelsstadt, und auf die sonnigen Warten  
Und Simmen pflanzen wir die leuchtenden Standarten  
Jubelnden, jauchzenden Mundes: „Empor! Empor!“





## Am Morgen.

**S**ahler Morgenglanz,  
Graues Dämmerlicht,  
Und im Spiegel dort  
Starit mein Angesicht.

Dennoch weiß ich's wohl,  
Aus den Nebeln dort  
Webt in meinen Tag  
Tod und Schmach sich fort.

Von dem letzten Kuß  
Bebt mein Mund noch bang,  
Horch, noch tönt sein Schritt  
Dampf hinab den Gang.

Finster starrt mich an  
Ein verzerrtes Haupt,  
Meine Zukunft du,  
Schlangen wirrmlaubt.

Auf der Treppe knirscht  
Leise noch sein Fuß,  
Schwer die Thüre fällt  
Wie ein Todesgruß.

Zu so wenig Lust,  
So viel Leid erkor'n —  
Mutter, Fluch auf dich,  
Daß du mich gebor'n!

Wie ein Todesgruß!  
Und der Traum zerrinnt . . .  
In die heiße Nacht  
Stöht der Morgenwind.

Fluch auf dich, du Welt,  
Die so rasch verdammt,  
Was durch die Natur  
Ringsum glutend flammt.

Eben noch so reich  
An verlebter Glut,  
Jetzt so arm und leer,  
Und verstört mein Mut.

Weh, mein junges Haupt!  
Mein zerstücktes Herz!  
Mein erschmettert Fühlen!  
Stürzend niederwärts

Thränenmaß mein Blick,  
Und mein Kopf so schwer, —  
Alles gab ich hin,  
Und ich hab' nichts mehr.

Fühl ich ganz allein  
Dich nur ganz allein,  
Unter Jammer und Thränen  
Denk' ich doch nur dein.

Und besäß ich's noch,  
Wieder gäb' ich's dir,  
Rührte dein Liebeskuß  
Mund und Seele mir.

Weh, daß ich nur dein,  
Immer nur dein gedacht,  
Der du Licht und Leben  
Wirfst in dumpfe Nacht . . .

Du meine Finsternis,  
Du mein Morgenrot, . . .  
Du meine Lebensleuchte,  
Du mein bitterer Tod.



### Verzweiflung.

**H**ener verzehrt meinen Leib,  
Gift wühlt im Eingeweide, —  
O du Hunger, du wilde Gier  
Nach Brod für uns Beide!  
Für mich und dich, weinendes Kind in meinen Armen!  
Fahl sind deine blauen Augen, deine warmen  
Lippen so kalt! . . . Warum wardst du geboren?  
Zu Qual und Verzweiflung! Ewig verloren  
Zu Leid und Schmerz! Oh, eine Stunde  
Des Todes ist besser, denn die lange wunde  
Reihe blutiger Lebensjahre.

Sieh, wie das goldenklare  
frühlingswasser über weiche Wolken fließt,  
In meiner Heimat Bergen,  
Wo das Edelweiß sprießt,  
Strömt aus dem dunklen Felsenpalt  
Seiner Quellen Gewalt.  
Dort hätten wir beide genug zu schmausen,  
Doch weit, viel zu weit ist's, wo die Brüder haufen,  
Würden auch mit bösen Worten und großen  
Schelten die verlorne Schwester von sich stoßen.  
Im Wasser dort ist's ruhig, mein Kind,  
Dort spielst du mit goldnen Fischlein,  
Sie schlüpfen durch die fingerchen geschwind,  
Sind stumm und können dir auch nicht sagen,  
Wie deine Mutter fiel  
Einem Buben zum Spiel,  
Und was sie geschrien und was sie ertragen . . .

Im Wasser unten sind grüne Augen  
Mit bunten Schnecken und glitzernden Steinen,  
Und auch die blauen  
Himmelswolken, die sonnenreinen.

Oh, in den Himmel will auch ich,  
Sollst auch du, mein armes Kind, . . .  
Nicht das Wasser, - der Himmel lockt mich,  
Zieht mich — zieht mich, — mein Kind  
Langsam zu sich hin . . .  
Faßt meinen Armen, faßt meinen Sinn . . .  
Umarmt mich weich und lind . . .  
Mutter!!  
Bet für dein armes Kind — — —  
Gott sei gnädig, mir Sünderin!



## Anna.

Die Drossel ruft vom Lindenbaum, die Sonne steigt herauf  
mit Lust,  
Laß einmal noch mein blaßes Haupt sich lehnen müd an  
deine Brust.

Noch einmal laß mich deine Hand inbrünstig küssen heiß  
und schwer, —  
Nicht deinen Mund! Nicht deinen Mund! Ich ließe sonst  
dich nimmermehr.

Mai-Morgenwind lacht heimlich leis und raunt im grünenden  
Spazier,  
Doch wenn der Abend niederfällt, dann bist du, Heinrich,  
nicht mehr hier.

Nein, nein, dein Mund und Auge lügt! Es weiß dein  
Herz so gut wie ich,  
Und wenn du einst auch heimwärts kehrest, mein Auge schaut  
nie wieder dich!

Sonst logst du nie, ich weiß es wohl, sprachst niemals von  
dem goldnen Ring,  
Du, Heinrich, bist so klug, und ich ein arm unwissend häßlich  
Ding.

Ich wußt' es wohl, ich würde nie dir dienen tren und still  
als Frau,  
Denn deine Hand ist weiß und zart, und meine ganz von  
Arbeit rauh.

Ich weiß es wohl, wie du dich stolz verzehrst nach Ruhm  
und Sonnenschein,  
Und in der Reichen helles Schloß, ich Arme darf nicht mit  
hinein.

Ich wußt' es wohl, ich wußt' es wohl vom ersten Anfang  
an, daß du --- --  
Mein Unglück, Schmach und ew'gen Tod, ach alles fügtest  
du mir zu.

Ich wußt' es wohl, daß so es kam, Elend und Schande  
über mich, . . .  
Und dennoch, dennoch kam's, denn ach! ich liebte gar zu  
innig dich.

Die Drossel ruft vom Lindenbaum, die Sonne kommt herauf  
mit Lust,  
Laß einmal noch mein blaßes Haupt sich lehnen müd an  
deine Brust.

Weh, meinen Busen preßt und sprengt's, ein Feuer lodert  
schwül und heiß,  
Und unter meinem Herzen quillt und regt es sich und  
athmet's leis.

Und fällt hernieder jene Nacht, und lieg' ich blaß und  
leidenswund,  
Dann Heinrich, bist du fern und küßt -- ach, küßt wohl  
einen schönen Mund.

Und dennoch ist's von deinem Fleisch, und dennoch lebt's  
von deinem Blut,  
Und dennoch sieht's dein Auge nie, das treu und zärtlich  
auf ihm ruht.

Nur Thränen fühlt es, fallend schwer, Blut-Tropfen, auf  
sein Angesicht,  
Nur Seufzer hört's und leisen Schlag des Herzens, das im  
Tode bricht.

Und eh's geboren, ertönt ihm schon des Vaters und der  
Mutter Fluch;  
Wärst du doch todt, mein Kind, mein Kind und lägst du  
stumm im Leichentuch . . .

Wir waren lang zusammen nun, Heinrich! ich glaub', 's ist  
schon ein Jahr,  
Da küßtest du zum ersten Mal verstohlen mein lichtblondes  
Haar.

Nun lacht heimlich Maimorgenwind, und raunt im grünen-  
den Spalier,  
Und wenn der Abend niederfällt, dann bist du, Heinrich,  
nicht mehr hier.

Und bist du fern, ich will ja nicht, daß Thränen du um  
mich vergießst,  
Doch denk daran, wie heiß um dich aus meinem Aug' die  
Thräne fließt . . .

O denk' zuweilen, wie mich Not und Unglück packt so rauh  
und hart,  
Vergiß es nicht, daß ich aus Liebe zu dir so sehr unglück-  
lich ward.

Und führst du einst ein Fräulein dir zur Hochzeit und zur  
Kirch' hinab,  
Zum letzten Male denke dann, wie der Wind geht über  
ein fernes Grab.

Doch sage nie, küßt du voll Blut den Mund und ihrer  
Augen Schein,  
Sag' nicht, daß du von mir gegangen, weil ich so schlecht  
und so gemein.

Und spotte du am Schenkstisch nie, wie man am Schenkstisch  
sonst wohl thut,  
Der armen Dirne aus dem Volk, die nur um dich hingoss  
ihr Blut.

Denn thätest du's, denn thätest du's, dann wollt' ich sprengen  
wohl mein Grab,  
Und schmetterte Krankheit und Wahnsinn auf dein verfluchtes  
Haupt herab.

Dann werf' ich Blut und Flammenglut wohl auf das Liebste  
was du hast,  
Dann send' ich in das Herz und Hirn die ganze Hölle dir  
zu Gast.

O Süßer, Liebster, zürne Du, o zürne nicht über solch ein  
Wort, —  
Die Sonne steigt, die Stunde naht, und du gehst ewig von  
mir fort.

Und was ich wollte, Liebster du? Ich wollte nur, sei nicht  
betrübt;  
Du hast nicht Schuld, ich segne dich, ich hab' dich ja so sehr  
geliebt.

Ich segne dich für jedes Wort, für jeden Kuß von deinem  
Mund,  
Und treff' dich nie so harter Schmerz und fürche deine  
Seele wund.

Die Sonne steigt, die Sonne glüht . . still, armes Herz, die  
Glocke schlägt,  
Der Wagen rollt, der Wagen rollt, der dich auf ewig von  
mir trägt.

Noch einmal laß mich deine Hand inbrünstig küssen heiß  
und schwer,  
Nicht deinen Mund! Nicht deinen Mund! Ich ließe sonst  
dich nimmermehr.



### Novembertage.

**N**ovemberwind, Novemberwind! Der Himmel grau, der  
Wald entlaubt,  
Die Luft so kalt, die Luft so schaurig, — stumm lag an meiner  
Brust dein Haupt.

Dein Haupt, du, deren Namen nie mein Lied und nie mein  
Mund bekennt,  
Obwohl mein Herz doch alle Zeit für dich in heißer Liebe  
brennt.

Dein Anflitz sahl und blaß gleich wie der Wintersonne  
kalter Strahl,  
Dun:pf pochte deines Herzens Schlag, wie Grablaut klangs  
voll hanger Qual.

Und stets bei Tag und in der Nacht, und stets in Lust und  
stets in Schmerz  
Tönt deine Stimme in mein Ohr und greift mit Dornen in  
mein Herz:

„Wend' du das Auge von mir ab, und küß' mich nicht so  
voller Glut,  
Du weißt ja nicht, wie weh dein Kuß, wie deine Liebe weh  
mir thut.

„Schaust du mich an, erschauert mir das Herz vor Angst und  
bitterm Weh,  
Und meine arme Seele zittert, wenn ich in deine Augen seh.

„Wohl fühl ich hier, wenn es mich drängt, und lieg' ich  
ohne Schlaf und Ruh,  
Daß ich ohn' dich vergehen muß, denn all mein Glück allein  
bist du.



„Die Arme möcht' ich breiten aus und kalten dich und  
küssen dich,  
Doch längst vergangne Tage drängen sich dunkel zwischen  
dich und mich.

„Vor meiner Seele steigt es auf, verfloßen ist schon Jahr  
um Jahr,  
Doch hebt sich's auf vor meinem Geiste so schaurig und so  
düster klar.

„Es war in erster Jugendzeit, mein Herz voll lauter Blütenschein,  
Da zog der erste Liebestraum in meine trankene Seele ein.

„O frag' mich nicht, wie's dann so kam, stumm wend' dich ab,  
schau mich nicht an,  
Ich kam nicht deine Thräne sehn, du herzgeliebter teurer Mann.

„Einst kam die Nacht, von Rosenduft berauscht, und weiß vom  
Mondesglanz,  
Die Nachtigallen schluckzten süß, und die Elfen wiegten sich im  
Tanz.

„Die Winde wallten sacht dahin, und fernher eine Flöte klang,  
Die Wasser rauschten halbverträumt am schattendunklen  
Waldeshang.

„Da lag sein Haupt an meiner Brust, mein Herz ward weit,  
mein Herz ward voll,  
Und er küßte mich, und er küßte mich! Und dunkle Seh-  
sucht in mir schwoll . . .

„Die laute Welt versank vor mir, im Nebel schwanden Zeit  
und Raum,  
Und süßer Schlaf kam über mich, ein todeschöner bitterer  
Traum.

„Doch als im Osten der Morgen sich hob, o wie grau, o wie  
schwer, o wie kalt der Tag:  
Von Thränen naß mein Angesicht, dumpf klopfte meines  
Herzens Schlag.

„Er ging davon, ich sah ihn gehn, gleich einer Wolke dumpf  
und schwer,  
Er ging und schaute sich nicht um . . . ich sah ihn nimmer  
-- nimmermehr.

„Doch als im Osten der Morgen sich hob, o wie grau, o wie  
schwer, o wie kalt der Tag,  
Mein Glück nahm er und ließ mir nichts zurück als Schimpf  
und bittere Schmach.

„Doch fluch' ihm nicht! Schwer fiel die Hand des Himmels  
auf sein schönes Haupt,  
Des Herzens Glocke tönte aus und längst ist sein Gebein  
verstaubt.

„Der Wahnsinn fiel in sein Gehirn und löschte aus die heiße  
Blut,  
Gras wuchert an dem stillen Ort, wo meine erste Liebe ruht,

„Doch ich! Doch ich! Nein, wende nicht dein Antlitz einmal  
noch zurück,  
Verloren hab' ich auf ew'ge Zeit, verloren Liebe, Lust und  
Glück.

„Du meine Sonne, du mein Tag, du meiner Zukunft süßer  
Schein — —  
Doch geh hinfort, doch geh hinfort . . . Nicht länger darfst  
du bei mir sein . . .“

\* \* \*

„ „Wie schwer und bang drückt mir das Herz, wie bitter weh  
thut mir dein Wort  
Und Sonnenlicht und Sonnenglanz zieht trüb aus meiner  
Seele fort.

Von Seufzern schüttert deine Brust, als wollte sie zerspringen dir.  
O wie arm und elend, du mein Liebling, wie elend sind  
nun beide wir.

Der Nebel kommt, die Wasser ziehn, und Finsternisse dräu'n  
mit Macht,  
Eicht! Eicht! O sah ich nur ein Licht in dieser todesdüstren  
Nacht.

Ich schau dich an! Was soll ich thun? Du, führ mich  
sicher, ew'ger Geist,  
Der über dieser Erde Dunst durch alle Sternräume freist.

Du trägst mich auf des Adlers Flug gewaltig zu den Höh'n  
hinauf, — —

Die Wolken sinken und entfärbt thut sich der Himmel um  
mich auf.

Eis weht's um meine glühende Stirn wie sanfter Frühlings-  
blütenhauch,

Und auf die bebende Seele zittert mild eine Thräne aus  
Gottes Aug'.

Mein Liebling, schlag die Augen auf, die voll von bitteren  
Thränen sehn,

Im tiefsten Busen fühl' ich's hier, nun darf ich nimmer von  
dir gehn.

Laß wider uns die Welt aufstehn, mit Lachen, Hohn und  
kaltem Spott,

Du trockne deine Thränen ab, mit uns ist die Liebe und  
unser Gott.

Tief liegt die Welt in Nacht gehüllt, ein Thränenfleier  
deckt sie dicht,

Hörst du den Schrei, der todeschrecklich von tausend fahlen  
Lippen bricht?

Ein Jeder stürzt von Schuld zu Schuld, wie Wasser stürzt  
von Fall zu Fall.

In Schuld und Pein liecht das Geschlecht, und Sünde jubelt  
überall

Und was aus Staub geboren ist und was gezeugt vom  
Weibe lebt,

Wer ist so rein, daß wider dich den ersten Stein er zornig  
hebt?

Doch sieh im Osten glüht es auf und Palmen wehn im  
jungen Licht,

Und rosige Lüfte fliegen leuchtend dir um dein blaßes An-  
gesicht.

Im Winde schwankt ein Blütenmeer, es gießt der Duft-  
berauschte Quell

Durch Lilien- und durch Rosenbüsche die muntren Wasser  
wolkenhell.

Und über die Blumen und Palmen fliegen glänzende Engels-  
schaaren empor,  
Weit durch die Morgenlüfte jubelt osterufroher ein sel'ger  
Thor:

„O weine nicht, all' deinen Kummer schütt in der Liebe mit-  
leidigen Schooß  
Aus Todes und aus Sündenbanden macht dich allein die  
Liebe los.

Auf Adlerschwingen führt sie dich, führt dich zum Lichte leis  
und sacht  
Aus dieser Erde Finsternis und durch der Qualen Thränen-  
nacht . . .“

Laß wider uns die Welt aufstehn mit Lachen, Hohn und  
kaltem Spott,  
Du trockne deine Thränen ab, mit uns ist die Liebe und  
unser Gott.



### Begegnung.

**S**ie wandte jäh ihr Auge ab,  
Doch ward ihr Antlitz todesblaß,  
Ich sah auch wol, wie ihr ins Aug',  
Ins wilde Aug' schoß blaues Naß,  
Fahlgelbes Abendlicht verschwamm  
Trüb über Straße, Brück' und Fluß,  
In duns'tger Luft ein Schleier lag  
Von heißem Staub und trockenem Ruß.

Vorüber drang der Menschenstrom,  
Hart rollte Rad an Rad vorbei,  
Doch hinter mir, da gellte jäh  
Ein todesfranker heiserer Schrei:  
Es war wol meines Namens Klang,  
Doch mitten im Schrei der Ton zerbrach — —  
Ich sah nicht um, ich sah nicht um,  
Wo sie im Staub der Straße lag.



### Die Luft war rot . . .

**S**h, bitterkalt war die Winternacht, und die Luft . . .  
ja, die Luft war rot . . .  
Da hat's mich gepackt, und leis stand ich auf . . . 's war  
nur, weil die Luft so rot . . .  
Ja, so furchtbar rot das wilde Gewölk, das finster durchs  
Fenster mir sah,  
's war wol kein Himmel, die Hölle war's, was ich düster  
über mir glühen sah.

Ja, bitter kalt war die Winternacht . . . und ich hörte draußen  
die Winde schrein,  
Und sie würgten die Luft und stießen die Nacht blut-  
rünstig gegen Wand und Stein . . .  
Ich aber, ich hörte im heulenden Wind . . . oh, es klang  
so wild und so weh an mein Ohr . . .  
Aus dem Sturm, aus der Tiefe, aus tiefer Nacht drang  
jammernd ein Stöhnen leis an mein Ohr!

Das Jüngste stöhnte leise im Schlaf, wie ein welker Zweig  
war sein Händchen so dürr,  
Und ich sah sie all' drei, von Hunger so schmal, wie welke  
Reiser so braun und so dürr . . .  
Meine Kinder all drei, so krank und so schwach . . . und  
draußen der Sturm und die glutrote Nacht,  
Die uns alle, die Armen und Schwachen, verschlingt . . .  
sie hat es in Schuld die glutrote Nacht.

Um Mitternacht war's, und leis stand ich auf . . . und im  
Kopfe drinnen nur war's mir so schwer,  
Und ich brannte ein trübes Lampenlicht an und leuchtete  
still in der Kammer umher — — —

Und gleich auch glitt im matten Licht an der Wand ruhlos  
ein Schattenbild,  
Und was ich sann und was ich gedacht, mir raunte es zu  
dies Schattenbild . . .

Und es irrte umher und stöhnte leis und schüttelte wild das  
dunkle Haupt,  
Und es preßte gegen die kalte Wand, an den feuchten Stein  
das franke Haupt,  
Und es leuchtete in der Kammer umher, und rings nur  
setzen . . . und sonst nichts mehr . . .  
Und es irrte der Lampe fahler Schein rings über Setzen  
und sonst nichts mehr . . .

Da packte mich's an und ich starrte gradaus . . . vor den  
Augen ward's mir so blutigrot . . .  
Im Winkel das Beil . . . das glühende Beil . . . wie ist  
es von Feuer und Blut so rot! . . .  
Ich starrte gradaus in die wilde Nacht . . . in Mitternachts-  
sturm und rotwollige Luft — —  
Und über mein Haupt und in mein Gehirn fiel Feuerge-  
wölk aus bremender Luft . . .

Und über sie trat ich und beugte mich tief . . . sie lagen  
so eng, Gesicht an Gesicht,  
Von schaurigem Frost zusammengedrängt, — so grau wie  
Asche das welke Gesicht . . .  
Noch einmal fiel ich an ihre Seit' und preßte wild ihren  
blaffen Mund,  
Und preßte mein Haupt in das feuchte Stroh . . . und  
preßte wild ihren blaffen Mund . . .

Und sah gradaus in die Mitternacht . . . und sah durch die  
Luft stumm kommen den Tod . . .  
Und ich hörte das Beil und es knirschte dumpf . . . und  
über die Hände rann es mir rot . . .  
Und „Mutter!“ nur stöhnte das Eine noch und starrte mich  
an . . . und sonst nichts mehr . . .  
Und das Andre fuhr auf und starrte mich an . . . und  
röchelte dumpf . . . und sonst nichts mehr . . .

Oh, wie still, oh wie stumm, oh wie rot war die Nacht!  
Matt glänzte das trübe Lampenlicht . . .  
Matt fiel auf ihr fahlgrau Gesicht der gelbe Schein vom  
Lampenlicht . . .

Still nahm ich sie auf in meinen Schooß und preßte sie  
stumm an meine Brust,  
Und wusch mit meinen Thränen das Blut aus ihrem Haar,  
von Stirn und Brust . . .

Das Blut, es rieselt rot und rinnt die Nacht durch, bis der  
Morgen kommt,  
Und ich wasche ihren blutigen Leib die Nacht durch, bis der  
Morgen kommt . . .

Doch der Tag kommt nicht . . . nur der Nachtwind schreit! . . .  
und draußen steht finster glutrote Nacht . . .  
Oh, ihr Blut stürzt nieder und reißt mich hinweg — — —  
Sie hat es in Schuld, die glutrote Nacht . . .!





### Hört Ihr es nicht?

**H**ört Ihr es nicht? In meinem Ohre bang  
Ewig tönt herber dumpfer Trommelflang.

In heller Lenznacht, in der Nachtigall  
Verträumtes Lied rauscht schwerer Waffenschall.

Der Sommer glüht in dunkler Rosen Duft, —  
Wie Rossesstampfen dröhnt es durch die Luft.

Und wenn der Wein im grünen Glase quillt, —  
Hörst du das Schlachthorn nicht, das blutig schrillt?

O Winternacht! Der Sturmwind heulend fährt,  
Sein Odem leer die starrenden Wege kehrt.

Vergebens glüht am Feuerheerd der Rost,  
Stärker als Feuer brennt der kalte Frost.

An Haus und Wand und an des Weg's Geleis  
fliegt Schnee und knarrt das demantharte Eis.

O Winternacht! Durch Eis und fliegenden Schnee  
Lauter als Sturmgeist schreit ein wildes Weh.

Geschrei und Schlachtruf durch die Nacht hinschallt,  
Gleich wie am Strand die Sturmflut dumpf hinschallt.

In dunklen Schaaren drängt es finster an,  
Mit Beil und Hammer wogt es schwarz heran.

Zerlumpfte Haufen, wie im Sturm verirrt,  
Das Eisen dröhnt, das blanke Messer klirrt.

Das Angesicht, blaß wie ein Wintertag,  
Sagt, wie das Elend gar so fressen mag.

Das Auge tief, die Wange hohl und schmal,  
Auf Stirn und Wang der Krankheit brandig Mal.

Gelöst das Haar auf schmutzigen Nacken hängt,  
Den harten schweren Fuß kein Schuh umzwängt.

Das Banner glüht wie Herzblut dunkelrot, —  
Die Fahne droht schwarz wie der Würger Tod.

Es drängt heran, es wogt die dunkle Flut, —  
Den Himmel überschwemmt's wie trübes Blut. . . .

Seht Ihr es nicht, das Zeichen, das sich hebt?  
Ein eherner Kelch vor Euren Augen schwebt!

Ein eherner Kelch, mit Thränen angefüllt,  
In Dornen und in Stacheln eingehüllt . . . .

Oh, aus der Tiefe stöhnt ein banges Schrein;  
Die Herzen auf und laßt die Liebe ein!

Die Herzen auf, die ihr am Throne sitzt,  
Von Gold und heißem Demantglanz umblitzt.

Reißt ab das rote Gold vom Sammtgewand,  
Den Demantschmuck, das schimmernde Perlenband.

Zu Euren Füßen liegt gestreckt die Not,  
Aus hohlen Augen starrt Euch an der Tod.

Es loht ein Feuer in der Erde Grab,  
Und reißt auch Euch in seinen Schlund hinab . . . .

Hört Ihr es nicht? In meinem Ohre bang  
Ewig tönt herber dumpfer Trommelklang . . . .



## Geld!

**S**in grünend Eiland sah ich, innen glutdurchloht  
Jäh öffnen seiner Erde mittnachtsdüstren Mund,  
Und tausend Gewitter aus weit aufgerissem Schlund  
Wie Blut hervorspein. Dunkel ritt auf Donnern der Tod,  
Umflattert von des Feuermantels Scharlach-Glanz  
Durch fels und Thal und durch der Gärten Blütenkranz:  
Und langsam dann, pechschwerem Branderschiffe gleich,  
Mit flammenwehenden Wäldern, rings zerfetzt und wund  
Versank die Insel; weithinrollend, grau und bleich  
Schloß über ihr der Ozean den breiten Mund:  
So wirst du hingehn, lebendes Jahrhundert, du!

Wie schön warst du, als Goldgelock dein Haupt umflog,  
Dein Auge schwärmte, und mit Adlern wolkenhoch  
Dein jubelnder Geist empor sich hob. Die frühlingshaide klang  
Des Ungers leuchtender Blumengrund, der Waldquell sang  
Hell wieder deiner Freiheitshymnen Morgengruß;  
Als du im hellen Waffenschmuck und Eichenkranz  
Am jungen Freiheitsbaume opferdest, aufstampfend dein Fuß  
Beim munteren Spiel der Geigen und Flöten hinslog im Tanz.  
Wie schön warst du, als dich vom bunten Waffenspiel  
Zu todesernsten Thaten rief der Trommeln Schrei,  
Als in dein Herz der Jorn gleich wirbelndem Feuer fiel,  
Und du die Büchsen ludest mit dem scharfen Blei,  
Und in drei Sommertagen nieder vom üpp'gen Thron  
Den falschen Fürsten warfst, des Scepters schwachen Thron  
Zerbrachst und seiner Stirn rotgoldnes Band . . . .  
Ha, schön warst du! Denn erzne Ketten brach deine Hand,  
Und in dem hellen Opferstrom von warmem Blut  
Ersäuftest du der Fürsten und der Herren Uebermut,  
Das Schwert entwandest du dem faulenden Geschlecht,  
Das dünkeltvoll aus bessrem Blut erzeugt sich glaubt:  
Du aber führtest her ein Weib mit hohem Haupt  
Stahlgrauem Aug und ernstem Mund: Gesetz und Recht.

Wie schön warst du! Doch jetzt? Zerissen weht dein Kleid,  
Zerpfückt verdorrt dein Blütenkranz im trocknen Staub,  
Du greisgewordenes Jahrhundert, blind und taub  
Dem tausendfachen Weh, das aus den Tiefen schreit.

Zur Hure ward die Zeit! Im feuchten Nebeldunst der  
Nacht

Schleicht sie auf thanbenegten Straßen stumm und sacht,  
Das Haar gefalbt, in duftberauschendem Gewand,  
Von goldnen Spangen klirrend: nur des Auges Brand  
Glüht wie ein düster Stern durch nebelqualmigen Duft,  
Rotblinkend wie ein Tropfen Blutes auf zerstoßener Brust.

„Gold! Gold!“ ertönt ihr Mund. „Für schimmernd Gold  
allein

Bin ich Euch feil; Goldglut wäscht blank und lilienrein  
Dein lustverharrtes Herz, spült alle Sünden fort.  
Und wär dein Leib, wie welches Laub im Herbst verdorrt,  
Du prangst mir wie ein Rosenbusch im Maienlicht.  
Thörichter Knabe, schwärm vom Zauber der Liebe nicht.  
Ausreiß dein Herz! Du Krieger, zerbrich dein heiliges Schwert,  
Eng ist die Heimat, doch rings gilt des Goldes Wert.  
Aus dumpfer Kammer steig, du bleicher Denker du,  
Die Sterne und die Himmel wandeln auf und zu,  
Und rastlos wandelt deine Seele nach. Im Haus  
Bei mir träumst du auf seidnem Pfuhl dein Leben aus.  
Wurf ab die Scham, du junges Weib, ein Perlenband,  
Ein goldner Reif, ein sammettschwellendes Gewand  
Siert schöner dich als deiner Tugend dürftig Wollenkleid.  
Ich kenne heißere Lust: wenn jeder Tropfen Blut  
In deinen Adern brennt und du in funkelndem Gold  
All deine Sinne badest . . . Klingelnd die schimmernde Glut  
In deinen Schooß, ein heller Sonnenregen rollt.  
Ach, alles, Liebe, Ehre, Ruhm, Lust, Seligkeit,  
Tugend, verlacht, verspottet sie! Was ihr begehrt  
Mit Meißel oder Hammer, Harfe oder Schwert,  
Ruhm, Liebe, Ehre, Lust, Macht, wie ihr wollt,  
Die Himmel selbst und Gott erkauf ich Euch für Gold.“  
Im Dunst der Nacht, durch treibende Nebel glüht der Stern,  
Blutrot und still; dumpf stutet durch die trübe Nacht  
Ein Meer von Stimmen her; rings ruft und flüstert, lacht  
Und jauchzt heimliche Lust; verworren nah und fern  
Wälzt sich im Nebel lang ein Völkerheerzug hin  
Taumelnd, von Glut berauscht, verwirrt in Haupt und Sinn.

Und leise tönt es rings: Schaut, süß und silberrein  
Winkt uns der Stern; heil glänzt sein morgenroter Schein,  
Ein Engelsauge, auf ein paradiesisch Wunderland,  
Zum Land der Sel'gen führt uns eines Gottes sanfte Hand.

Zur Hure ward die Zeit, im feuchten Dunst der Nacht  
Schleicht sie auf thaubenehten Straßen still und sacht.  
Aus Nacht gezeugt wächst sie in jeder Nacht empor,  
Zu Drachenflügeln spannt sich aus des Kleides dunkler Flor,  
Ein Wirbelsturm tanzt durch die kriegerische Luft,  
Erfüllt von Moder und verwesender Leichen Duft,  
Und zwischen Erd' und Himmel schwebt ein Haupt,  
Gelbfahl, ein Pesthaupt: weit des Hauptes Schatten fällt  
Trüb, wie ein Schleier matten Bluts hernieder auf die Welt,  
Und wo der Schleier rührt den banganfahmenden Grund,  
Schlägt jach ein Feuer aus der Erde brüllendem Mund,  
Und heulend tanzen in tausenden Wirbeln, rauchumqualmt,  
Hier, dort und drüben Feuersäulen, und zermalmt —  
Zerschmettert stürzt kopfüber Stein und fels und Wald  
Zu einer Glutlawine wüst zusammengeballt.

Und Feuerwolken wehn weit über alle Welt,  
Blutdunst dampft in die Himmel auf, wolfs hungrig gelst  
Ein Schrei zur Erde nieder: droben liegt in dunkler Pracht  
Siegjauchzend auf Gewittersturm der Geist der Nacht:  
Blitze sein Flügelpaar! Dem Schlachtengeyer gleich  
Nasgierig schwimmt er lachend über seinem Reich.

Doch unten drängt durch Feuer und durch Dampf,  
Stößt, wütet, braust und brandet dumpf der Männerkampf.  
Laut gellend schreien die Hörner durch der Lüste Glut,  
Die Trommeln sausen dumpf und rasseln heisre Mut.  
Wie Woge sich mit Woge packt, gelbschäumig, — so Aug'  
in Aug',  
Brust gegen Brust, ringt Mann mit Mann, — in Qualm  
und Rauch,  
Erstickend, halbzerfleischt, und eng mit Dolch und Zahn  
Zusammen gewachsen. Regengleich strömt auf die Bahn  
Schwarzrotes Blut, und wild, wie von des Wahnsinns Bier  
gepackt,  
Ringt noch am Grunde Sterben mit Sterben, blutig nackt  
Würgt an des Feindes Gurgel noch die schlaffe Hand.  
Zerfetzte Fahnen tanzen durch der Lüste Brand,  
Und mitten in dem Knäul, wo Schwert, Dolch, Speer und Beil

Zusammenstoßen, wo gedrängt, ein Keil in Keil,  
Die Haufen wogen, peitscht von Bomben eine Flut,  
Wie in das Meer, von rauher Winterstürme Wut  
Zerwühlt, ein Wolkenbruch sich stürzt; und Glied um Glied  
Sinkt, gleich gemähem Weizen an den Grund, am Boden  
wühlt

Ein Haufe wunder Leiber, und der düstre Blutstrom spült  
Die Flammen selber aus. Doch eine neue Flut  
Von schlachtbestaubten Männern wälzt sich übers Feld  
Der Toten hin. Von neuem lodert auf die Blut  
Der Waffen, Schwert an Schwert und Beil an Beil zerschellt:  
Und dumpfes Saufen kommt herab der Erde Grund,  
Ein einziger Schrei! dann über Leiber blaß und wund,  
Würgt, stöhnt und wütet der Kanonen Eisenrad,  
Sucht mitten unter Sterbenden und Wunden einen Pfad.  
Brechende Knochen knirschen, — fluchend, lachend stöhnt  
Die Batterie durch Leiber sich, nur angstvoll Wimmern tönt  
Vom Grund herauf, doch an den Speichen klebt und hängt  
Zerfestes Fleisch, zerspritztes Hirn, und zügelverhängt  
Saus't's weiter fort. So Tag und Nacht und Nacht und Tag  
Toßt dumpf des Schlachtenmeeres wüster Wogenschlag. . . .

Gewittersturm stößt durch die Luft, ein Schreien gellt  
Rauh wie der Löwin Schrei hin übers Todtenfeld,  
Durch die gewölkte Luft flammt selten blau und fahl,  
Wie ein vom Himmel stürzender Stern ein Blitzesstrahl,  
Grell über Leichenhaufen fliegt sein bleicher Schein,  
Zerrissene Leiber und zerschmettertes Gebein . . . .  
Stumm rings; nur leises Weinen tönt aus Sumpf und Moor,  
Gebrochenes Seufzen schleicht durch Winsen und im Rohr,  
Einsam auf seinem Thron von nackten Schädeln wacht  
Blutfatt nur noch der Geist der Nacht.

## Traumleben.

Ich wandle wie im Traume,  
Als wäre mein Aug' verhüllt,  
Und rings die Welt von düster-  
Dämmernder Nacht erfüllt.

Die Menschen wallen vorüber,  
Stumm und gestaltenlos,  
Die lauten Straßen ruhen  
Wie in des Todes Schooß.

Die Welt scheint ganz gestorben,  
Versenkt in schwarze Gruft, —  
Doch weht es über die Gräber  
Weithin wie Rosenduft.

Ich hör's in meinen Träumen  
Wie Nachtigallenschlag;  
Heimliche Weisen tönen  
Wohl über den ganzen Tag.

Zwei dunkle Geisteraugen  
Leuchten allein in der Nacht;  
Aus dämmernden Schatten flimmert  
Goldenen Haares Pracht.

Um meinen Nacken schlingt sich  
Ein blütenweicher Arm;  
Es ruht auf meinem Munde  
Ein Frühling jung und warm.

Ich wandle wie im Traume,  
Als wäre mein Aug' verhüllt, —  
Du hast mit deiner Liebe  
All' meine Welt erfüllt.

Die Welt scheint ganz gestorben,  
Wir beide nur ruhen allein,  
Von Nachtigallen umflungen,  
In blühendem Rosenhain.



### Frühlingstraum.

Auf waldverlorenen Wegen  
Dem Frühling ging ich nach,  
Ein lichter Sonnenregen  
Durch Laub und Nester brach.

Von knospenden Gezweigen  
Umkränzt und Blütenschein,  
Wo sich die Weiden neigen  
Zum Bache, schlief ich ein.

Zwei weiche Arme bogen  
Sich um die heiße Brust,  
Hell floß in dünstigen Wogen  
Der Locken goldene Blust.

Dein Mund auf meinem Munde,  
Dein Aug', wie Sonnenschein,  
Mit dir im süßen Bunde,  
Geliebte, schlief ich ein.

Die Sonne, die in Funken  
Strömt hell von Blatt und Zweig,  
Dein Auge ist's, das trunken  
Mir glänzt und perlengleich.

Die Blüten, die da sprießen,  
Maiduft verstreut im Wald,  
Von jungen Lippen fließen  
Sie mir als Küsse bald.

Und wenn in deinem Schooße  
Mein Haupt gebettet ruht,  
Der Mai ist's, dem im Schooße  
Ich schlafe sanft und gut.





## In der Osterzeit.

**S**üß duftet und leise athmet  
Draußen die Osternacht,  
Ruhig träumen die Gassen,  
Vom blauen Monde bewacht.

Die dürren Zweige der Linde  
Wiegen und schwankeu im Wind,  
Und durch die schauernden Lüfte  
Das Blut des Frühlings rinnt.

Die Glocken tönen und läuten  
Leise ins stille Gemach,  
Sie läuten und rufen den Frühling  
Im klopfenden Busen wach.

Und von den Blättern der Bibel  
Hebe ich träumend mein Haupt, —  
Und schone des Heilands Augen,  
Den längst ich gestorben geglaubt.

Ich sehe die roten Wunden,  
Und den bleichen, friedlichen Mund  
Und um die Schläfe gestochten  
Der Dornen blutigen Bund.

Ich trinke von seinen Augen  
Der Thränen schmerzliche Blut, . . .  
Und fühle, wie sanft seine Rechte  
Auf meinem Haupte ruht . . . .

Uimahbar, unendliche Gottheit,  
Sind's wilde Schmerzen allein,  
Die von dir reden und zeugen  
Und deinem göttlichen Sein?

Sind's nur die Schauer des Todes,  
Von denen dein Mund uns spricht,  
Und strahlt nicht auch leuchtend im Frühling  
Dein himmlisches Angesicht?

Die Glocken tönen und läuten  
Es weht und quillt in der Luft,  
Rings flüstert ein süßer Zauber,  
Und strömt ein Rosenduft.

Durch meine Seele ergießt sich's  
Wie lodernder Rosenschein . . . .  
Du süße, du schöne, du hohe  
Geliebte, da dachte ich dein!



## Abchied.

Noch ein Kuß von deinem Munde,  
Noch ein Druck von deiner Hand!  
Abschiedsstunde — Abschiedsstunde . . .  
Und ich starre unverwandt,  
Und es faßt mich banges Zagen,  
Und ich hör es leise sagen  
Einmal noch: „Auf Wiedersehn!“  
Einmal noch: „Auf Wiedersehn!“

Seh noch fern den Schleier winken  
Durch die herbſtlich graue Luft,  
Doch die Nebel ſinken — ſinken  
Auf mein Aug mit ſchwerem Duſt.  
Und ich ſchaue in die Breite,  
In die ferne und die Weite,  
Doch dein Auge nimmermehr,  
Doch dein Auge nimmermehr.

Nur ein leiſes leiſes Klingen  
Silbern zittert zu mir her,  
Trägt's der Wind auf weichen Schwingen?  
Klingt es aus den Wolken her?  
Immer noch von deinem süßen  
Munde klingt ein fernes Grüßen  
Einmal noch: „Auf Wiedersehn!“  
Einmal noch: „Auf Wiedersehn!“

Und es preßt mein Herz zuſammen,  
Meine Seele ſchreit empor,  
Tausend Flammen, tauſend Flammen  
Schlagen aus dem Blut hervor.  
Und ich denke jener Stunde,  
Da wir lagen Mund an Munde,  
Und ich ſprach: „Vergiß es nicht!“  
Und ich ſprach: „Vergiß es nicht!“

Deiner Seele Himmelsreine  
Küßt' ich in mein Herz mit Macht,  
Und mein Herz sank still in deine  
Augen wie ein Stern der Nacht.  
Ach, in diesen wenigen Stunden  
Schlugst du Wunden, tiefe Wunden,  
Stille meine Schmerzen nun,  
Stille meine Schmerzen nun.

Heilige Nacht, du Nacht voll Lieben,  
Nacht der Schauer, komm' herab,  
Da dies Ich mit allen Trieben  
Jach versinkt im dunklen Grab.  
Da der Liebe volle Glocken,  
Wie der Lenzwind brausend locken,  
Unsre Oßtern läuten ein,  
Unsre Oßtern läuten ein.



### Du träuber Mond . . .

**D**u träuber Mond, der stumm aus Waldeswipfeln  
Sich langsam hebt,  
Im feuchten Dufte zwischen dunklen Gipfeln  
Mattämmernd schwebt,  
Schaust du wohl jene Kammer,  
Wo thränenmaß voll Jammer  
Mein armes Mädchen ganz verlassen wacht?

Am off'nen Fenster sitzt sie ganz alleine  
Und weint und spricht:  
„Warum kommt dort im weißen Mondenscheine  
Mein Liebster nicht?  
Ich träum ihn allerwegen,  
Mein Herz wallt ihm entgegen,  
Mein warmer Busen drängt zu seinem hin.“

Durch dunkle Nacht ertönt dein leises Weinen  
Und herbes Leid,  
Du Stimme meiner Guten, meiner Einen,  
So weit — so weit!  
Wein, länger nicht harre des Gatten,  
Bald, bald durch Nebel und Schatten  
Komm' ich und küsse deinen roten Mund.



### Wohin, o Sonne . . .

**W**ohin, o Sonne, wohin, o Tag,  
Ihr schauernden Frühlingsträume?  
Der trübe Regen rieselt im Hag  
Durch dunkelnde Lindenbäume.

Nur zitternd flimmert ein letztes Licht  
Und blüht an den nassen Zweigen,  
Und fernher sah ich dein Angesicht  
Aus Wolken sich zu mir neigen.

Ich träume, wie einst deine schöne Hand  
Mir um die Stirn und in losen  
Haaren blühende Zweige wand,  
Blühende Zweige der Rosen.

Doch von dem Haupte sah ich stumm  
Die Blätter welken und sinken,  
Mir war's, als säh' ich rot ringsum  
Blutstropfen düster blinken.

Nun pressen die Dornen, der Blüten entlaubt,  
Mit heißen und zehrenden Gluten  
Sich in mein schmerzdurchschauertes Haupt,  
Und langsam fühl' ich es bluten.

Sind's blutige Quellen, sind's Rosen rot,  
Sacht fallend zum dunklen Grunde?  
Küßt du mich, Liebe, küßt du mich, Tod,  
Mit so schmerzbittem Munde?



### Nachtnebel.

Nachtnebel dunkelt überm Moor,  
Im Weidenbusche stöhnt es bang,  
Dampfraugend streicht Septemberwind  
Um knappen Haidegras entlang,  
Stumm gingen wir hindurch die Nacht,  
Eis hallte unser Schritt am Grund,  
Und was das Herz so traurig macht,  
Verschlossen hielt es unsern Mund.

Ihr leises Weinen hört' ich nur,  
Doch wag' ich nicht, sie anzuschau:  
Uns glänzt kein Stern und blüht kein Glück,  
Wer arm ist, soll auf Glück nicht bau . . .  
O küsse mich zum letzten Mal,  
Eh' dies mein Herz verdorrt, — vergeh'n  
Laß die Erinnerung an mich —  
Weh uns, daß wir uns je geseh'n . . .



### Zum Schluß.

Weißt du wol noch, wie oft, wie oft  
Dein Haupt in meinem Schooße lag?  
Träumst du von meinen Küssen noch?  
Denkst du an Haide, Busch und Hag,  
Wo wir uns schwuren Hand in Hand?  
Und hörst du noch der Drossel Schlag?  
Weißt du wol noch, weißt du wol noch  
Von unserer Liebe Sommertag?

Der Herbstwind greift und würgt die Nacht,  
Dampf tost es in dem kalten Schlot,  
Mir war es doch, als gellte laut  
Aus weiter ferne, tiefster Not  
Zu mir ein Schrei aus deinem Mund:  
Treibst du wol jetzt durch Sturm und Tod  
Auf wüstem Meer — auf wüstem Meer  
So ganz allein in morschem Boot?

Es gelst so fern durch dunkle Nacht  
Aus Nebeln und aus Sturmesslut,  
Fluchst du der Sünde, da mein Haupt  
In deinem Schooße sanft geruht?  
Dein Antlig blickt so thränennaß,  
Von Haß erglüht vielleicht dein Blut,  
Wohin, ach, all die Schwüre nun?  
Wohin — wohin all uns're Blut?





### Nachtwache.

**N**im Haupt und Leib mir wallen  
Dunkle Nebel der Nacht,  
Auf Herz und Sinne fallen  
Finsternisse mit Macht.

Die düstren Wolken schreiten  
Drohend über das Land,  
Schatten vorüber gleiten  
Und fassen mein Gewand!

Sie fassen an meine Seele  
Und greifen in mein Hirn,  
O lösche in Nacht und Schwüle —  
Verlösche nicht, mein Gestirn!

O wasche mit Feuerwellen  
Von meinem Busen die Schuld,  
Ström über mich den hellen  
Glanz deiner Gnade und Huld.

Ich bin eine zitternde Leuchte,  
Ich bin ein schwaches Rohr —  
Du schau meiner Augen Leuchte:  
Gnade, führ mich empor!



## In der Nacht.

**N**om Pfühl schrak ich empor aus wüstem Traum:  
Bang stöhnt der Mitternachtwind durch die Gassen,  
Der Mond streut zuckend seine trüben blassen  
Und irren Lichter durch der Kammer Raum.  
Noch fühl' ich zittern in der dumpfen Luft  
Den bangen Schrei, der meinem Mund entbrach,  
feucht weht um mich ein Hauch aus Todesgruft,  
Eug ist die Stube wie ein Sarkophag.

Es legt sich schwer auf Seele mir und Stirn,  
Preßt sich an meine Brust mit kaltem Munde,  
Und durch die düstre mitternäch'tge Stunde  
Hör' ich es leise wie von Stimmen schwirren.  
Und leise hebt Gestalt sich um Gestalt  
So traunt mir einst in der Vergangenheit,  
Und schaut mich an mit bitterer Gewalt,  
Traurigen Auges, voll von herbem Leid.

O! brennen diese Augen in mein Herz!  
Hier fühl ich's tief in schulderfüllter Seele,  
Verstrickt im Bann der Sünden und der Fehle  
Verbracht' ich meine Zeit in Not und Schmerz.  
Du sündig Fleisch! Du wüste Leibescharm!  
Elende Sinne! Du verdammte Lust!  
Um euch — um euch verweist und fault mein Tag  
Um euch schleicht früher Tod durch meine Brust.

Elende Schwachheit! Wie so oft beschwor  
Mein Herz und Mund, euch mit geweihten Waffen,  
Hin auf den Grund zu zwingen: doch erschlaffen  
fühl' ich mich, steigt ihr Gleissenden empor.  
So süß tönt's in mein Ohr, in heißer Pracht  
Erglänzt die Luft, mich grüßt ein lächelnder Mund,  
Ein weißer Leib hebt sich aus dunkler Nacht,  
Umfaßt und zieht mich nieder an den Grund.

Doch wach' ich auf aus meiner Sinne Blut,  
Umschauert mich ein wirres Todesbängen.  
Und fröstelnd steigt es auf in meinen Wangen,  
Wie Fieber schleicht es kalt in meinem Blut.  
Es kriecht heran und saugt an meinem Geist,  
Den es mit dürrer Armen eng umwebt:  
O Gott, ist's Wahnsinn, was mich dumpf umkreist?  
Ist's Tod, was meinen kranken Leib umschwebt?

Hier lieg' ich rufend: Gnade, Liebe, Licht!  
Laß alle Sinne meinem Leib entschwinden,  
Laß du des Auges Feuer jäh erblinden,  
Nur diesen Geist zerstreutere mir nicht!  
Zerstör' mein Antlitz, und zerbrich die Kraft  
Der Glieder, wie du willst! Dörr' aus mein Mark,  
Und bann' hinweg des Fleisches Leidenschaft,  
Bleibst Du mir treu, so bin ich todesstark.

Frei von des Leibes Haft laß Geist und Herz  
Nur ganz allein nach dir in Sehnsucht heben,  
In deinem Schooß, an deinem Busen leben, —  
Erkenntnis! Führe du mich wolkenwärts.  
Erfüll mein Inneres nur mit deinem Licht,  
Daß, wenn die Sinnenwelt hinstürzt in Nacht,  
Die ewige Liebe jauchzend aus ihm bricht,  
Gleichwie in dunkeltem Gewölk der Tag erwacht.



## Zwei Tagebuchblätter.

### I.

. . . Nicht wehe den Gerichteten! Ich sage:  
Wehe den Richtern! Weh allen, die das Schwert  
Ausstrecken und des Rechtes schwere Wage  
In schwachen Menschenhänden führen; es zehrt  
An Aller Mark der Schuld unheiliges Feuer . . .  
Ein Jeder ist verschuldet jeder That,  
Und Jeder trägt auf seiner Seele ungeheuer  
Was Jeder je an Schuld und Frevel that.  
Ihr stoßt den Einen tief hinab in Nacht,  
Den Anderen hebt Ihr empor zum Licht,  
Lehrt Ihr die Blinden, was sie sehend macht,  
Und trocknet Ihr der Weinenen Gesicht?  
Den Dürstenden verflag nicht, daß er trank,  
Den Wunden nicht, der unter Lanzen sank,  
Wir alle sind wie mürbes Rohr im Wind, —  
Dies ist die Schuld, daß wir nur Menschen sind.

---

II.

. . . . . Unglücklich sein! Ich glaub',  
Euch ist's das schlimmste der Verbrechen! Doch das Glück —  
Was ist's? Daß wir, der Wünsche Raub,  
Begier und Sehnsucht stillen und, ein Stück  
Den Andern vorauf, Neid wecken und Unmachtung  
Der Schwachheit in uns groß ziehn. Doch das Ganze  
Ist nur aus unserer geistigen Mißachtung  
Als dunkle Mißgeburten erzeugt. Vom Kranze  
Des Ruhmes und des höchsten Glücks ungewunden,  
Bist du nur um so mehr Slav' deiner Gier,  
Zerbrich der Wünsche Knechtschaft und zu allen Stunden  
Wohnt wie im Schlaf das höchste Glück bei dir.  
Du strebst und jagst und siehst nicht, daß du irrst  
Umher in nächt'gen Bischen und im Kreise  
Dich ewig drehst: Verachtung ist das Weisse,  
Verachte nur, daß du verachtet wirst . . .



## An den Tod.

### I.

Die Nacht fällt wie ein Leichentuch, gestaltenlos und  
dunpff und sacht, —  
Sank über mich des Todes Schleier in dieser stillen Winternacht,  
Was würd' ich betten in mein Grab, was nähm ich mit  
mir aus der Welt,  
Als welches Fleisch und moisch Gebein, das in drei Wochen  
mürb zerfällt?  
Was sonst als Liebesträume noch, kurz wie ein sonniger  
Wintertag,  
Ihr Anfang waren Kuß und Schwur, ihr Ende Bitterkeit  
und Schmach.  
Nichts weiß ich, als daß dieser Welt Wahrheit geschminkte  
Lüge nur,  
Daß Freundschaft, Nutzen, Tugend, Laster, und jedes Wort  
ein falscher Schwur.  
Auch kenn ich gut mein eigen Fleisch und meiner Seele  
stinstren Grund,  
Und riß ich diese Maske ab und würde wach mein feiger  
Mund --  
Doch sag ich nichts, ein Jeder weiß, was er dem Grabe  
überläßt,  
Wenn ihm der Tod den gift'gen Becher an fahle bebende  
Lippen preßt . . .  
Und das wär alles? Das der Schluß? Im wüsten Sumpf  
erstickte Blut,  
Und ward dir auch ein wenig Licht, mehr Gift zertraß dir  
Herz und Blut — . . .  
Millionen Jahre gingen hin und schufen meines Leibes Bau,  
Millionen Morgen tränkten mich mit Blut und Glanz und  
jungem Thau,

Aus Millionen Wurzeln wuchs ich in die Morgenluft  
empor,  
Aus Millionen Seelen ging ich als ein neuer Stern hervor.  
Ein Odem einst, ein Körnchen Staub hab' ich in dumpfer  
Ruh gelebt,  
Am grünen Strauch im Sonnenlicht als frische Blüte zag  
gebebt.  
Jäh sagt mich nun die ew'ge Nacht und ew'ge Jahre  
schufen nichts,  
Als einen Thoren, der in Schande und Schmach gestürzt  
die Welt des Lichts?  
Ich will! Ich lebe noch! Werf ab das Kleid aus Düst  
und Staub gewebt,  
Gold blüht der Sternenblütenkranz, der um des Todes  
Schläfen schwebt,  
Millionen Nächte sanken hin — — Millionen Morgen  
steigen auf,  
Auf Wolkenstraßen wandelst du, auch du doch dereinst hinauf  
— hinauf.

II.

Zerbrochener Schädel, morsch Gebein und eine Handvoll  
trockner Staub,

Das ist der Rest im Sarg, und alles! Meiner Jahre Laub  
Grünt nur zum Welken, und im Wind zu löschen ward  
Entzündet meine Lebenslampe. Nacht und blumenzart  
Kam ich zur Welt, daß jeder Pfeil bis aufs Gebein  
Mir Wunden reißt: elender als der Hund, armseliger als  
der Stein

Beneid' ich alles, was nicht Mensch ist. Tod, du lächelst?  
Deine Hand

Steigt langsam in der Nacht empor und malt an nackter Wand  
Glutzeichen hier und dort. Mein Leib erbaut aus Thon,  
Stürzt über Nacht, es rollt der Morgenwind den Staub davon.  
Doch den Gefallnen richtest liebend du empor,  
Und schließt das Thor der Nacht, thust auf des Morgens Thor:  
Knecht, Sklav und Narr der Sinne, was das Aug' erfüllt,  
Ist Dunst und Nebel, der das Sternenlicht verhüllt.



III.

Es geht ein seltsam Weben und Athmen durch die Nacht,  
Seufzer der Sehnsucht beben in deinem Ohre sacht.

Die Winde gleiten kühler hinab den dunklen Weg,  
Und leise Stimmen flüstern am nebligen Geheg.

Und in den fernen Wolken im Osten blüht es auf,  
Und von der Erde hebt sich ein sanfter Glanz hinauf.

Es quillt wie Licht und Leben aus dunklem Schooß hervor,  
Es ringen sich Gestalten aus Nacht und Tod empor.

Die Welt schaut ihrem Morgen entgegen sehnsuchtsvoll,  
Wie einst der ersten Liebe dein Herz entgegen schwoll.

So dürstet unsere Seele heiß nach des Lebens Blut,  
Emporzutauchen aus der schwarzen Todesflut.

Und immer wieder ringt sich ein Tag aus jeder Nacht,  
Du, Seele, bist aus jedem Tod noch aufgewacht.

Du wandelst ewig weiter durch Nacht und Tageslicht,  
Und Welt auf Welt erhebt sich und Welt auf Welt zerbricht,

Auf Sonnenschwingen hebt sich empor mein Herz und Sinn,  
Auf Gottesflügeln schweb' ich empor — wohin? wohin?

In meine Augen flutet ein morgenheller Schein,  
In meine Seele glutet das Gottesaug' hinein.

O Glanz, o furchtbar Leuchten, das meinen Geist umwallt,  
Du hundertfältig Leben, dein letzter Schrei verhallt.

O süßes Wunderweben, was meinen Geist unwirbt,  
Zu End' ist die Verwandlung; wer Gott geschaut, der stirbt.



### Bruchstück.

**W**ie hell die Nacht um Dach und Firne leuchtet  
Durchglänzt von trautgeheimnisvollem Schein,  
Erd', Luft und Himmel schimmern wie durchfenchtet  
Von weißer Rosen Glanz. Oh, zöge ein  
In meinen Busen diese nächt'ge Stille,  
Die heilige Ruhe solcher Winternacht,  
Und ließ entchlafen Sehnsucht, Unrast, Wille  
Und dumpfe Gier, die noch im Busen wacht.  
Erstarrt ist Erd' und Luft, vom Eiseshauche  
Erstickt und tot und doch lebendig schön:  
Durchleuchtend alle Tiefen, alle Höhn,  
Blüht auf den Fluren und am welken Strauche,  
Auf Fels und Steinen selbst der Blumenkranz  
Des Schnees, gleichwie im goldnen Glanz  
Des Sommers Blüten an den Zweigen spielen.

Ist's nicht der Tod, aus dessen dunklen Quellen  
Das Licht hervorgeht, das die weite Nacht  
Mit seinem sanften, weichen, dämmerungshellen  
Und stillem Licht erleuchtet und durchfacht?  
Aus todtm Schnee und Eis strahlt es empor,  
Von des verborgnen Mondes leeren Scheiben,  
Aus kalten Sternen glastet es hervor,  
Die fühllos in den Weltenräumen treiben . . .

Was zauberst du so glänzende Gesichte  
Vor meine Seele, glückliche Natur?  
Was prahlst du mit betrügerischem Lichte,  
Bist du nicht Abganz meiner Seele nur? !  
Willst du die Angst in meiner Brust verhöhnern,  
Und spotten meiner Unrast, meiner Pein  
Mit gauklerischen Lügen und mit schönen  
Träumen von Frieden und Glück? Ach, fahler Schein  
Der Sinne ist's, des Augenblicks Gebilde,  
Traum meiner Wünsche, doch stört grausam wilde  
Wahrheit das Innerste uns auf, verzerrt  
Auch dein Gesicht, du slavische Natur  
Die glatten Säge, und den Frieden deiner Flur  
Verwüftet meines Jammers gluthvoll Schwert.

Tod wäre Leben, Leben wäre Tod?

Nein, nein, ich lüge, will, ich will nicht glauben,  
Was längst mir Denken und Vernunft verbot, —  
Der Glaube soll mein Wissen nicht bestauben . . .  
Gespenstisch liegt das Land, wie Grabeshauch,  
Zieht eisiger Athem durch die frankten Lüfte,  
Und müde schwelt des Windes kalter Rauch  
Hin über stumme schneebedeckte Gräfte.  
Aus tausenden erstorbnen Augen starrt  
Der Tod mich spöttisch an: was da verscharrt  
In Staub und Erde, badet nimmer wieder  
Im goldnen Lebenslichte Haupt und Glieder.

Wie 's mich durchfröstelt! Durch die Scheiben streicht  
Es schaurig kalt und fährt mit leeren Händen  
An meinen Busen, leis und langsam schleicht  
Es mir zum Herzen hinab, Gebein und Leiden  
Mir lähmend . . . Oh nur fort . . . Oh fort! . . .  
Von mir, Gesichte! . . . Nicht zu Euch hinab,  
Ihr Schatten, zieht es mich; welk und verdorrt  
Nur soll empfangen mich ein spätes Grab.  
Recht ist 's und Pflicht, daß wir um's Leben streiten  
Und Brust an Brust anringen mit dem Tod,  
Und zähneknirschend nur und jammernd gleiten  
Zulezt besiegt wir in sein schwarzes Boot . . .

---



## Der Trinker.

(Nach einem rumänischen Volkslied-Motiv.)

**D**üſt — wüſt und dumpf mein Kopf . . .  
Rauch, ſchwarzer Rauch dampft aus meinem Kopf!  
Und mein Leib iſt der Ofen, und glüht  
Düſterrot vom Feuer, das mein Eingeweide  
Wie ruſſige Kohlen frißt und verbrennt . . .

Trinken will ich, trinken ohne Aufhörn,  
Weil dieſes Feuer brennt ohne Aufhörn,  
Und Nichts löſcht es aus.  
Denn kein Feuer iſt's, nur eine weiße ſpiße Flamme.  
'S iſt auch keine Flamme, — nur ein Meſſer iſt's . . .

Oh, in meinem Herzen ſteckt ein lebendiges Meſſer  
Und vor Durſt verbrennt's — und jede Nacht  
Hör ich es ſchrein: Neß meinen ſchwarzen Mund,  
Neß meine trockenen heißen Lippen von Stahl!  
Doch niemand ſagt,  
Womit ich ein Meſſer tränken kann.

Oh, in meinem Herzen ſteckt ein lebendiges Meſſer . . .  
Doch hier auch, — zwiſchen Hemd und Rock  
Taſtend ſühl' ich ein Dunkles, Hartes — —  
Liegt dort ſaul, als läg's im Grabe . . .  
Totes Meſſer — totes Meſſer  
Leben will's und ſeine kalte Seele  
Siert nach athmendem Fleiſch,  
Und der bleiche Mund  
Will dunkel erröten von warmem Blut — —

Blut! Warmes Blut!!

Wie ſchwül und ſaul die Luſt,  
Und es kocht in meinem Hirn . . .  
Und ſingen hör ich's, leiſe ſingen  
Höre der Meſſer Geſang,  
So wie des Toten — Totengräbers Spaten ſingt . . .

Und wie der Toten — Totengräber lacht,  
So hör' ich lachen mein wildgrau Messer,  
Und es gelst in mein Ohr hinein . . .

Dort . . . dort . . .  
Auf dem grauen Weg, wo der Staub fliegt  
Zerrissen zwischen den rollenden Rädern  
Unter der Pferde tanzendem Huf . . .  
Vom grauen Weg klang herüber in mein Ohr  
Ein spitziges Lachen . . .  
Und am Arm blitzte das goldne Band ihr,  
Und sie lag in des Wagens seidnen Kissen,  
Lachend sah sie mich an,  
Und biß spottend mit den spitzen Rattenzähnen  
Die schlaffen weichen Lippen . . .

Trinken will ich, bis die Nacht kommt . . .  
Und in der Nacht, im schwarzen Kleid der Nacht  
Der tote Geist mit dem fieberglänzenden Blick,  
Der meinen Kopf . . . armen armen Kopf  
In eine rote dampfende Feuerkugel verwandelt,  
Daß ich vor Durst vertrocknend nach Blut schreie,  
Blut . . . warmem Blut . . .

In der Nacht kommst auch du wieder  
Und legst dich zu mir ins warme Bett,  
Und ich schlinge dein rotes Haar um meinen Hals,  
Presse mein Gesicht in deinen kühlen Busen,  
Dein Auge aber blinkt aus dem Dunklen hervor  
Grünlich, wie eine giftige Blume,  
Und in tausend Küßsen trink' ich das Gift  
Aus deiner Augen smaragdenem Kelch . . .

Oh, wie schmutzig, eng und klein  
War die Kammer und draußen tröpfelte  
Leise — leise und sacht der weiche Regen  
Mitten im Januar,  
Tröpfelte sacht, — leise und sacht  
An die dunkelen dunstigen Scheiben,  
Als du davon gingst, -- du!  
Mein Weib!! — du, mein Weib!

Mit den wilden hohlen Augen sahst du mich an.  
Blutig war dein Mund, und dein Lachen zitterte,  
Doch lachtest du!  
„Oh, ein Feuer ist gut, wenn man friert,

Was brennt in deinem Ofen kein warmes rotes Feuer?  
Und Brod ist gut, wenn man hungert . . .  
Oh, schön glänzt knisternde Seide,  
Wenn man Lumpen nur trägt, mid am Arm meiner Schwester  
Sah ich blißen ein goldnes Band . . . blißen . . .  
Nicht länger kann ich dein Weib mehr sein,  
Rot ist mein Mund von ungeliebten Küssen,  
Feurig und rot . . . und . . .  
Gute Nacht — oh, gute Nacht! . . .“

Durch die Nacht gingst du zu ihm zurück,  
Und über mein Leid weinte deine Seele  
Ueber mein Leid und deine Schwachheit  
Doch heute weinst du nicht mehr  
Und fühlst nichts mehr . . .

Dumpf — dumpf stöhnt's im Grab,  
Und hervor wächst ein bleiches blaßes Messer,  
Und weit durch alle Nacht  
Blinkt ein eihengrauer Schein . . .  
Wenn die Thränen versiegen, fließt Blut . . . . .  
Oh, hervor aus deinem Grab  
Totes Messer — totes Messer!  
Und du zittere nicht, Hand . . .  
Verfluchte Hand, warum zitterst Du?! . . .



### Weihnacht.

**Z**euclitend fliegt die Nacht  
Ueber Stadt und Feld,  
Silberwellen träufeln  
Nieder auf die Welt.

Weißer Schnee umhüllt  
Dicht den tiefen Grund,  
Kühl und frostig athmet  
Sein erstarrter Mund.

In die Luft empor  
Blau und zauberrein  
Aus der Wintererde  
Wällt ein Lichteschein.

Und vom Himmel fliegt  
Milder Traumessglanz,  
Flammenblüten gleiten  
Aus der Sterne Kranz.

Wie die Zauberstadt  
In der Silberflut,  
In dem OSTERMEERE  
Weit und sichtbar ruht:

Liegt im kühlen Licht  
Dieser blanken Nacht  
Weit die Welt in endlos-  
Heller Wunderpracht.

Stille nun, mein Herz,  
So voll Qual und Drang,  
Hell in deine Stürme  
Tönt der Glocken Klang.

Durch die Lüfte jauchzt,  
Durch die Lüfte zieht,  
Durch die Lüfte jubelt  
Laut ihr Weihnachtslied;

Tönt ihr Weihnachtsruf  
Ueber Stadt und Feld  
Wie aus Engelsmunden:  
„Frieden aller Welt!“

Ruhig liegt die Stadt  
Wie gebannt im Traum,  
Und durch alle Fenster  
Glüht der Weihnachtsbaum.

O du stille Nacht,  
O du heilige Nacht,  
Einsam träumend hab ich  
Still mit dir gewacht.

Ueber Wald und Fluß  
Führt mich hin mein Traum,  
Wo die Fichten düstern  
An der Haide Saum.

Frost- und schneeerstarrt  
Liegt das stille Haus,  
Bunte Kerzen glühen  
In die Nacht hinaus.

frisch der Tisch gedeckt,  
Blütenweiß das Tuch,  
Aufgeschlagen liegt der  
Psalmen goldnes Buch.

Doch des Vaters Haupt  
Sorgenschwer geneigt,  
Wie der düstren Weide  
Haupt in's Wasser zweigt.

Arbeit Tag um Tag,  
Sorge Nacht um Nacht,  
Sechzig Jahr in Kummer  
Angstvoll hingebacht.

Um der Kinder Glück  
Bang und schwer an Mut,  
Denen er vergossen  
Seines Herzens Blut,

Ohne Rast und Ruh',  
Eise aus und ein,  
Tag und Nacht geschäftig  
Trippelt Mütterlein.

Lächelnd immerdar  
Nickt sie Jedem zu,  
Sieht in alle Herzen  
Ihres Geistes Ruh'.

Nur die müde Hand  
Zittert ungeschon,  
Ueber ihre Seele  
fliegt der Herbstnacht Wehn.

Wendet schmerzerstarrt  
Plötzlich stumm sich ab,  
Trocknet eine Thräne  
Von den Augen ab.

Vor dem Thore weit,  
Wo, von Schnee bedeckt,  
Sich in langen Reihen  
Grab an Grab erstreckt, —

Sucht ein Auge sie  
Tief im kühlen Grund,  
Jugendfrische Wangen,  
Müdigeschlossnen Mund . . .

O du stille Nacht,  
O du heilige Nacht,  
Wo geschwindnes Leben  
Einmal noch erwacht.

Da auf Haupt und Sinn  
Asche niederfällt,  
Eid und Not und Jammer  
Jeden Trunk vergällt.

In der Wüste Glut,  
Glut in jedem Sinn,  
Felsenangeschmiedet  
Siechen wir dahin.

Aus zerrissner Hdh'  
Ueber uns es gellt,  
Ueber Welt und Wolken:  
„Haß auf alle Welt!“

O du heilige Nacht!  
O du Nacht des Engs!  
O du Nacht der Weihe,  
O du Nacht des Fluchs! —

Einsam und verträumt  
Hab ich so gewacht,  
Sieh, und meine Schulter  
Rührt es leis und sacht,

Wie ein Frühlingshauch  
Küßt's mein Angesicht,  
Und das Zimmer leuchtet  
Mild von zartem Licht.



Still faßt's meine Hand,  
Lächelt leis und mild,  
Und in feuchten Augen  
Schwebt mein Spiegelbild.

„Armes Schwesterlein,  
Veilchen, jung gepflückt,  
Im weißleidnen Kleide,  
Myrtenkranzgeschmückt . . .

Mit stilllächelndem Mund,  
Wie zur Stunde, da  
In bekränztem Sarge  
Ich zuletzt dich sah.

Wie ein goldner Stern  
Schwebst du todeschön  
Nieder aus geheimnis-  
Vollen Sonnenhöhn.

Soll ich mit dir ziehn,  
Hand geschmiegt in Hand,  
Zu dem lichtumflossnen  
Heiligen Wunderland?

Liebes Schwesterlein,  
Süße Schwester du,  
Gieß in meine Seele  
Deines Geistes Ruh . . .“

Leise neigt es sich  
Ueber meine Stirn,  
Ein bekanntes Stimmchen  
Hör' ich traumhaft schwirren:

„Bin euch nimmer fern,  
Habe Tag und Nacht  
Still in eurer Mitte  
Ueber euch gewacht.

Saß an eurem Tisch,  
Brach mit euch das Brod,  
Hab mit euch gelitten  
Und gekämpft in Not.

Euer Weinen fiel  
Dunkel in mein Herz,  
Eure Thränen trug ich  
Betend himmelwärts.

In der Schale Gold  
Schwammen sie wie Blut,  
Wie ein Opferfeuer  
Brannte ihre Blut.

Seid getrost und still,  
Läßt vom Weinen ab,  
Helle Rosen blühen  
Euch aus meinem Grab.

In die Sonnenluft  
Duft'ge Palme steigt —  
Hab für euch im Tode  
Still mein Haupt geneigt.

Gab für euch mein Blut  
In die Welt hinaus,  
Wie ein Stern nun glänz ich  
Ueber eurem Haus.

Meine Wunden all,  
Leid und Todesqual,  
Stummertragne Schmerzen,  
Gifte ohne Zahl —

Die mit bittrem Saft  
Meinen Leib versehrt, —  
Und die Lust, die Freuden,  
Die ich, ach! entbehrt:

Engel wurden sie,  
Die mit heiligem Schwert  
Sonnenangig schweben  
Ueber eurem Herd,

Die durch dunkle Flut,  
Sturm und Nebelflor  
Euch getreulich führen  
Aus der Nacht empor,

Bis auf euer Haupt  
Morgenfeuer fliegt,  
Und in eure Seelen  
Freude sich ergießt . . .

Weicher Rosenduft  
Euer Haupt umschwebt,  
Wunderbares Klingen  
Euer Herz durchbebt."

Still faßt's meine Hand,  
Küßt mein Angesicht,  
Durch das Zimmer gleitet's  
Mild wie Sternenlicht.

Durch die dunkle Nacht  
Zieht empor ein Schein,  
In die blauen Wolken  
Flutet es hinein.

} In dem Nachtgewölk  
Blickt es golden auf,  
Wie ein Stern, — und träumend  
Schaut mein Geist hinauf . . .

Leise klingt mir's noch,  
Wie ein Weihnachtsfang,  
Hell von allen Thürmen  
Tönt der Glocken Klang.

Durch die Lüfte jauchzt,  
Durch die Lüfte zieht,  
Durch die Lüfte jubelt  
Laut ihr Weihnachtslied,

Tönt ihr Weihnachtsruf  
Ueber Stadt und Feld,  
Wie aus Engelmunden:  
„Frieden aller Welt!“



## Berlin.

**S**indlos ausbreitest du, dem grauen Ozean gleich  
Den Riesenleib; in dunkler ferne stoßen  
Die Zinnen deiner Mauern ins Gewölk, und bleich  
Und schattenhaft verschwimmen in der großen  
Und letzten Weite deine steinigen Matten.  
Weltstadt, zu Füßen mir, dich grüßt mein Geist  
Zehntausend Mal; und wie ein Sperber kreist  
Mein Lied wirr über dich hin, berauscht vom Rauch  
Und Athem deines Mundes: Sei gegrüßt du, sei gegrüßt.

'S ist Sommermittagszeit, und leuchtende Sonnenlut  
Strömt aus den Himmeln über dich; rings blißen  
Und flammen deine Mauern, und in weißer Glut  
Erglühen die Dächer und der Thürme Spitzen,  
Und helle Wolken Staub's, die aus den Tiefen steigen.  
Gleich einem glühenden Riesenkeffel liegst du, — Brand  
Dein Athem, Feuer dein weitfließendes Gewand,  
Starr, unbewegt, gleich wie ein Felsenmeer,  
Das nackt mit weißen Rippen aus der Wüste steigt.

Erstorben scheinst du, doch du bist es nicht,  
Ersittert nicht die Luft vom dumpfen Toben  
Des Meeres, das in deinen Schlünden bricht  
Und wütht und brandet, wie vom Sturm durchstoben,  
Und donnernd tausend Schiffe zusammenschleudert.  
Wild gellt der Schrei der Schiffer Tag und Nacht  
Durch Licht und Nebeldunst, und ewig tost die Schlacht  
In deinen Tiefen: trümmerübersät  
Von bleichen Knochen starr ringsum dein dunkler Grund.

Schäum auf, du wilde Flut und tose an!  
Die du zerreißenst und mit gier'gem Maule  
Zehntausende verschlingst; ein Schrei und dann  
In dunklen Wirbeln schwemmst du alles faule  
Und Schwache tief hinab in deinen Abgrund . . .  
Dich rührt kein Weinen und kein heiß Gebet,  
Der Klagenden Geschrei lautlos und stumm verweht  
In deiner Brandung Donnern, aber sanft  
Und weich umschmeichelst zärtlich du des Starken Fuß.

Du ström in meinen Busen deinen Geist,  
Gieß deine rauhe Kraft in meine Glieder, . . .  
Gewaltig faßt's in meine Seele, reißt  
In deiner Schlachten wirt Gedräng' mich nieder,  
Wo Schwert und Lanze auf die Brust mir fahren.  
Erstreck die Thräne und den Klageant,  
Der feig von meinen Lippen sonst getaut,  
Den Becher trüben Weins, der nur zu lang  
Die Zeit berauscht, werf ich in deine Flut.

Grämliche Weisheit, die in unsre Brust  
Den Giftpfeil stößt und uns als Schuldgeborne  
Ewig verdammte zeichnet, unsere Lust  
Und Schaffen mordet, und gleichwie Verlorne  
Verächter macht, hier will ich ihrer lachen.  
Aus deinen düstren Mauern, Weltstadt, reißt  
Ein Geist sich mächtig auf und streckt  
Die Hand gewaltig aus und deiner Flut  
Gesang stürmt mir ins Ohr ein besser Lied.

Dich fühl' ich, Menschengestalt, dein Schatten steht  
Gewaltig über der Stadt lichtglühenden Mauern,  
Ich fühl es, wie dein Odem mich umweht  
Und mich durchdringt gleich heiligen Liebesschauern . . .  
Gewitter rollen auf, die Sinne dunkeln:  
Schlachtruf durchgestt die Luft, der Himmel bricht,  
Durch schwarze Wolken fährt ein feurig Licht,  
Und bleiche Schatten fliehen, ein Aultitz blutbeströmt  
Und dort ein anderes versinkt in Nacht.

Dich, Kraft, besing' ich, die Natur du zwingst  
In deinen Dienst, und dumpfen Sinnesträumen,  
Des fleisches todtem Kerker uns entragst, —  
Du Kraft, laß alle meine Adern schäumen  
Von deinem warmen Blut . . . Euch alle sing' ich,  
Arbeiter, Krieger, die der Menschheit Baun  
Mit ihrem Schweiß und mit dem heil'gen Schaum  
Des Blutes dängen . . . Singen will ich den Kampf  
Mit dir Natur, fleisch, Staub und Tod.

## Die Seligen.

### I.

Selig preis' ich die Liebenden,  
Selig Euch, auf deren träumende Stirn  
fällt der Liebe erster Morgenthau.

Von dem Lager steigst du empor, mein Mädchen  
Rosigzart, wie die Apfelblüthe schimmert  
Aus dem weißen Einnen dein junger Busen,  
Und die feine sanftgerundete Schulter;  
Weiß wie Elfenbein glänzen die Knöchelchen  
Dir an den Fuß- und Handgelenken,  
Doch im stillverwunderten Auge flimmert's  
Seucht von den süßen Träumen der frühlingnacht.

Leise Röthe glutet durch deine Glieder,  
Und in heimlichen Schauern erhebst du, --  
Denkst du an zwei schwärmende Jünglingsaugen?  
Hörst du nicht immer noch stammelnde Liebesworte,  
Schaust du ihn nicht im dampfenden Morgen  
Ueber die Berge durchs Weinland kommen?

Gürte dich, wirf dein Gewand um!  
Frühling ward es, weiß in den Blüten steht schon  
Duftend der Kastanienbaum, am Bache  
Schaufeln im Winde Gräser und Blüten,  
Und die schmalen Blätter der Wasserweide . . .

Dort erwartet dich dein Geliebter,  
Weit ans der blauenden Ferne grüßt er dich,  
Leise tönen die Laute verwehelter Liebeslieder  
In dein lauschendes Ohr, o  
Komm, du Geliebte!

Komm, komm, o Geliebte!  
Durch die thaubeglänzten Wiesen wandelst du hin,  
Ueber Blumen, Perlen und Edelgesteine . . .

Bebend und von Scham geröthet dein Antlitz  
Stehst du vor ihm an den rauschenden Wassern,  
Doch von blühenden Armen umfassen  
Wirgst du dein Haupt an seinen Schultern,  
Und er trinkt den Dufthauch deiner Locken,  
Fühlt deiner Glieder zitternde Blut . . .

Lächelnd hebst du dein Antlitz auf zu ihm,  
Und im ersten Kusse vermählen die Lippen sich,  
Einmal nur küssest du,  
Doch es erfaßt dunkle Gewalt dein Herz,  
Mächtig wächst es, als wollt' es zerspringen,  
Ahnend fassen dich an die Schauer  
Heiliger Muttergefühle.

## II.

Selig seid ihr, die Schaffenden,  
An der jungen Natur währendem Mutterbusen  
Ruht ihr, trinkend die heimlichen Säfte,  
Speisend vom Brode der Himmelsgeborenen.

Auf des Sturmes Mantel fährst du hernieder,  
Mächtiger Genius, weithin  
Flattert dein Haupthaar,  
Doch im Frühlingswinde auch kommst du  
Lächelnd, die Schläfen von Rosen unwinden.

In den Busen legst du die Sehnsucht aus,  
Führst uns dampfende Wolkenbahnen  
Zu des Lebens schaffenden Quellen empor,  
Denen der Welten Ströme entfließen.  
Wasser des Lebens! Dich trinken wir,  
Schauernd rühst du durch unsere Glieder,  
Gleich wie Feuer verzehrst du uns,  
Und wie Rauch wallen wir auseinander . . .

Alle Welten gehören uns,  
Sonne und Sterne glänzen in unserem Busen,  
Flammend rollt durch unsere Adern  
Allen Lebens erhaltender Blutstrom.  
Und der Menschheit tausendfacher Jammer  
faßt das Herz uns, würgt uns mit blutigen Händen,  
Doch der Menschheit tausendfache Lust  
Gießt in brennende Wunden milden Balsam.

Seelen bildend und Menschen formend  
Lachen des Todes dunkeler Pfeile wir,  
Lachen der bitteren Not, die blühende Gärten  
Sonst in trockene dürre Heide wandelt,  
Lachen des Hasses unserer Verfolger.

Menschen schaffend legen wir unsren Schmerz  
In die Seelen unsrer Geschaffenen,  
Doch wir selber schreiten, gleichwie der Vorzeit Götter  
frei vom Schmerz auf buntem Regenbogen  
hoch über dumpf abdonnernden Wetterwolken.

### III.

Selig, o du Barmherziger!  
Bethlehems heiliger Palmenzweig,  
Golgathas blutgeweihte Ölbaumblüten  
Winden um deine weiße Stirn sich.  
Schöner blüht solch ein Kranz, als duft'ge  
Rosen, welche die Liebe ins Haar slicht,  
Schöner als des Genius flammender Lorbeer.

Durch die Straßen der Stadt, wo schmutz'ger  
Brütet die Luft, erstickt vom Dunste,  
Segnend wandelst du hin, mitleidigen Herzens.  
Oh, ich fühle den sanften Blick der Augen,  
Und ich höre des Mundes sanfte Stimme,  
Deine Seele, athmet sie nicht den Dufthauch,  
Der an den Ufern des Sees Genesareth,  
Quillt, an den rauschenden Wassern des Jordan?

Durch die niedere Thür in dumpfe Kammern  
Kommst du, und jammernde Armen strecken  
Dir entgegen; Kinder, mit hungervilden  
Augen, die längst das Weinen verlernten,  
Fassen laut aufschreiend nach deinen Händen.  
Und den Hungernden brichst du dein Brod,  
Tränkst die Dürstenden, kleidest die Nackten,  
Bettest an deiner Brust das schweißgenäßte  
Brennende Haupt des Kranken, unbekümmert  
Um den gift'gen Hauch des Todgeweihten.

Die Gefallenen hebst du vom Staube empor,  
Zündest an die auserloschenen Fackeln,  
Zündest an das glänzende Licht der Menschheit  
In den Kellerkellern und dunklen Kerkern.

Durch das dumpfe Gewühl, den Dunst der Erde  
Wandelst du hin, sanftlächelnden Mundes, —  
Wird auch dir ein Golgatha?  
Schau ich in trübem matten Abendlicht  
Düster in die Luft seine blutigen Arme  
Strecken das Kreuz, seh ich schauernd dein  
Brechendes Aug', wundenbedeckt deinen Leib?

Doch du lächelst . . .  
Rauschen hörst du die Palmen des Paradieses,  
Und die Düfte vom Lande der Seligen  
Wallen herüber auf goldenen Lüften . . .

Ueber des Todes Flammen, über der Hölle  
Feuer siegt deine Liebe; und nimmer verhüllt  
Aller irdischen Leiden bittere Nacht  
Deines Herzens leuchtende Sonnengluten,  
Ewig grünt in deinem Busen das Glück . . .





### Zur Sonne empor.

**F**us den feurgoldnen Himmeln  
Geht ein Sonnenlichtstrom nieder,  
Und ein Feuermantel wallt  
Um der Felsen nackte Glieder,  
Fels und Thal braußt dampf von Wassern,  
Und im grünen Lichtumwehnen  
Laub der Eichen tönt es mächtig  
Wie von jauchzenden Gebeten.

Ringsum dampfen Opferschaalen,  
Süßer Rauch quillt in die Lüfte,  
Aus den Steinen, Baum und Strauch  
Steigen auf die Sommerdüfte.  
Trinken schaum empor die Blüten  
In des Waldes duft'gen Zelten  
Zu der Siegesfürstin Sonne,  
Zu der Herrin aller Welten.

In die blauen Wolkenwasser  
Steigt ein Nar auf starken Schwingen,  
Gleich als wollt er sehnsuchtsvoll  
In das Herz der Sonne dringen.  
Tausend Sonnenstrahlen weben  
Leuchtend sich um seine Flügel,  
Von ihm strömen Sonnenfluten  
Ueber Thal und Felsenhügel.

Schauer rinnt durch meine Glieder,  
Sonne bricht in meine Seele,  
Ringe dich empor, mein Herz,  
Aus dem Duft und aus der Schwüle.  
Tragt, beslügelte Gedanken,  
Mich zu jenen Wolfenzelten,  
Zu dir, Siegesfürstin Sonne,  
Große Herrin aller Welten!



### Auf der Höhe.

**A**ehrenblond und mit blizenden Augen  
Wandelt der Sommer durch Haide und Hag.  
Ueber die dunkelgrünenden Höhen  
Regnet in sonnigen Gluthen der Tag.  
Tausend Hoffnungen ahnt noch die Erde  
Denen ihr warmer Busen schwillt,  
Ob schon rings durch alle die Lüfte  
Schwärmend der Duft der Blüten quillt.

Ueber unseren Häuptern schimmert  
Goldig des Sommertages Glut,  
Qualm dringt auf aus tiefem Thale,  
Durch den Rauch quillt es wie Blut.  
Tief zu Füßen dehnt und weitet  
Ihre steinerne Schuppenbrust,  
Recht die Stadt die schweren Glieder  
Kohlenstaubig und schwarzberußt.

Wie ein ewiges Nachtgewitter  
Liegt schwarzdüst'ig unten das Thal.  
Donner rollen dumpf herüber  
Von dem prasselnden Eisen und Stahl.  
Düst're Wolkenmassen schwelen  
Dort herauf von Qualm und Dunst,  
Und in roten Blitzen lodert  
Quer hindurch die Flammenbrust.

Tausend Schlote mit schwarzen Munden  
Speien umher den giftigen Qualm:  
Fällt auf die todeskranken Rosen,  
Rieselt düst'ig auf Gras und Halm,  
Schwallt mit grünverzerrten Gesichtern,  
Wühlt sich aus dem Thal hervor,  
Schüttelt wild die schmutzigen Fäuste  
In den funkelnden Höhen empor.

Hier auf der Höhe, über den Thalen  
Ruh' im blumendurchleuchteten Gras,  
Schön, wie das Auge deiner Geliebten  
Blickt der Wein im kühlen Glas  
Einmal noch schau ich dir tief in's Antlig  
Von dem Gedanken der Trennung durchbebt,  
Daß mein Bild durch alle Zeiten  
Still in deinem Auge schwebt.

Wein her! In die blanken Römer  
Rieselt die sonnengeborene Flut,  
Laß die schwärmende Seele durchleuchten  
Rosig von dieser Sommerglut;  
Laß uns lächelnd herniedergießen  
In die Thale den duftenden Wein,  
Niederrieseln die leuchtenden Tropfen,  
Rosenblüten und Edelgestein.

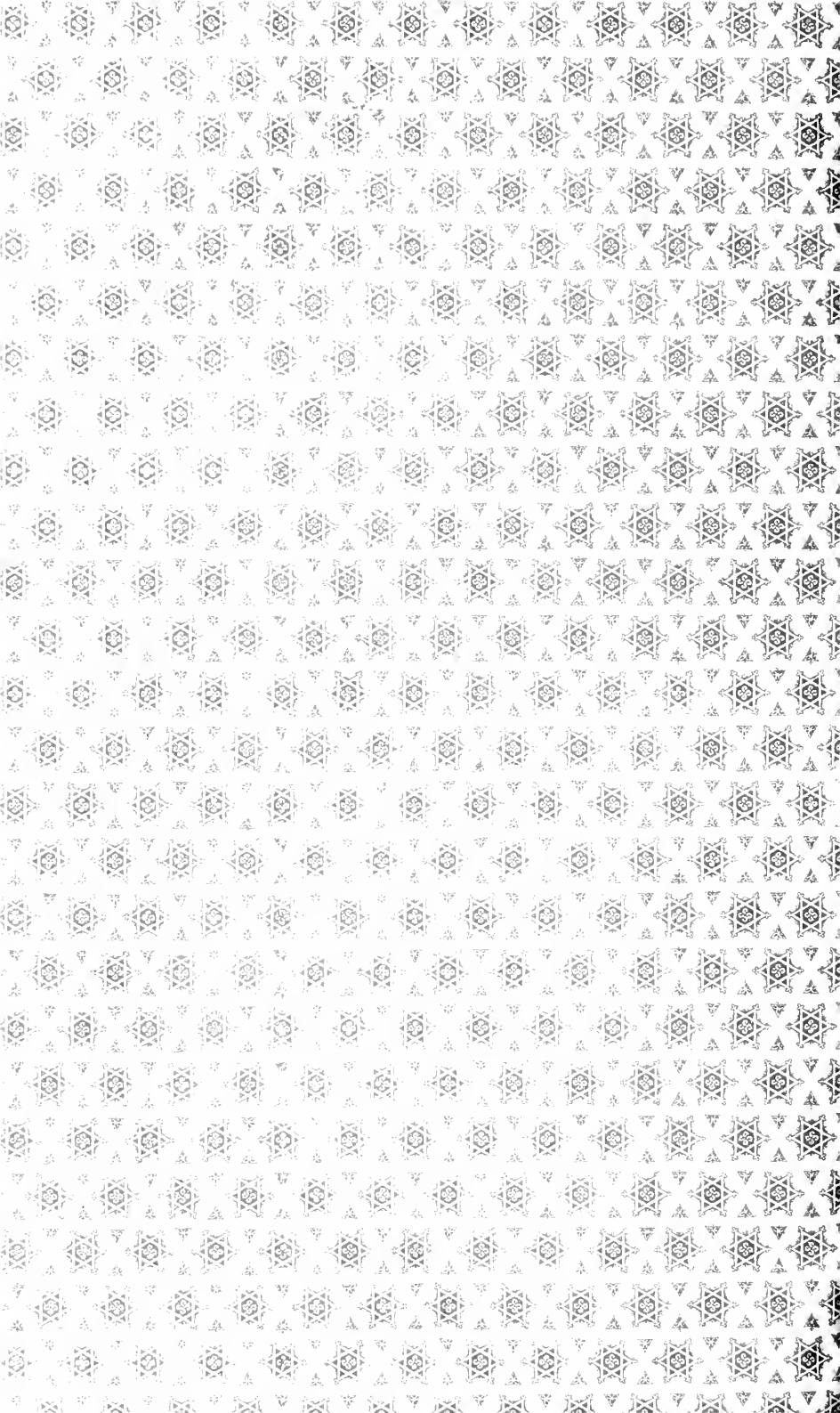
Heilige Sonne, aus feurigen Schaalen  
Gieß in unsere Seelen dein Licht,  
Laß in diesen Augen schweben  
Ewig dein Frühlingsangesicht.  
Wem du lächelnd die Stirn umwindest  
Mit süß duftendem Lorbeerzweig,  
Wandelt auf immergrünen Höhen  
Seligen Herzens ein Göttersproß.

Wen du mit geheiligten Händen  
Führst auf goldenen Straßen empor,  
Schwebt mit unberührter Seele  
Ueber der Thale rauchigem Flor;  
Und zum Licht verweht seine Seele,  
Die du geboren mit heimlicher Lust,  
Führ' uns, daß wir lächelnd verathmen,  
Genius, an deiner Brust.









44826

Author Hart, Julius

Title HERO SMITH

Lc

127.57h

**University of Toronto  
Library**

**DO NOT  
REMOVE  
THE  
CARD  
FROM  
THIS  
POCKET**

Acme Library Card Pocket  
Under Pat. "Ref. Index File"  
Made by LIBRARY BUREAU

